Emma,

oder die kindliche Liebe

Eine Erzählung für Kinder und Kinderfreunde

nach dem Schauspiele gleichen Namens von Christoph v. Schmid.

Neue, illustrirte Auflage.

Mit Stahlstich u. feinen Holzschnittbildern.

REGENSBURG.

Druck u. Verlag von Georg Joseph Manz.

Theodor Jaeger vorm. Brükner & Co., K. Hoflith. München.

97
1643

Staatl. Bibliothek
Regensburg

97. 1643

1360

45,-

SBR069026205319

23

Emma.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

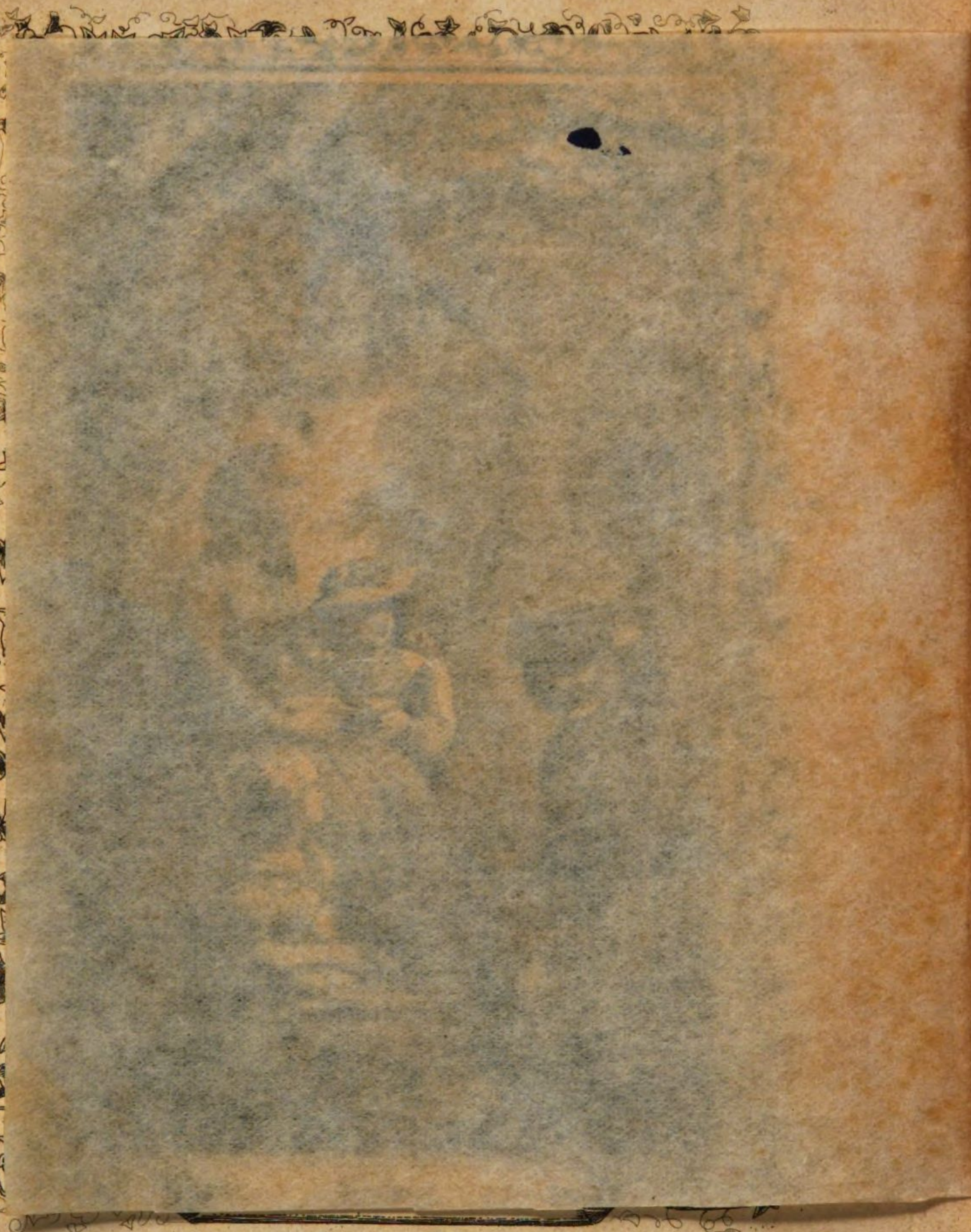
Emm

; b e.

d e

Mit Stahlstich und feinen Holzschnittbildern.

Regensburg, 1875.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.



Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Emma,

oder

die kindliche Liebe.

Eine Erzählung

für

Kinder und Kinderfreunde

nach dem

Schauspiele gleichen Namens

(von Christoph v. Schmid).

Neue illustrirte Auflage.

(Zweiter Abdruck.)

Mit Stahlstich und feinen Holzschnittbildern.

Regensburg, 1875.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

00/1762

ollothek
'burg

Erstes Kapitel.

Eine glückliche Familie.

Die Eisenschmelze Jakobsthal war in einem reizenden Thale gelegen. Ein krystallheller Bach schlang sich wie ein Silberfaden durch die gras- und blumenreichen Wiesen. Rechts und links ragten mehrere hundert Fuß hohe malerische Felsen empor, deren Häupter mit Tannen und Fichten gekrönt waren. Auf dem höchsten Gipfel eines Felsenkegels erhoben sich die Ruinen der Burg Felseck, wo vor alter Zeit der Ritter von Felseck lebte, der in den Kreuzzügen mit all' seinen Mannen einen ruhmreichen Tod gefunden.

Der Verwalter der Eisenschmelze, Adolph Werner, war in der ganzen Gegend geschätzt und geachtet. Er zeichnete sich nicht nur durch gründliche Kennt-

nisse, sondern auch durch Gottesfurcht, Biederkeit und Leutseligkeit gegen Jedermann aus. Seine Arbeiter liebten ihn wie einen Vater. Werner behandelte sie als Kinder und Freunde.

Frau Aline Werner war die Tochter eines Bergbeamten und hatte eine vortreffliche Erziehung genossen. In ihrem ganzen Wesen konnte man einen tief christlichen Sinn, gepaart mit Sanftmuth und Milde, wahrnehmen. Ihre Kinder Heinrich, Emma und Rosa, glichen ganz ihrer Mutter. Man konnte nichts Lieblicheres sehen als die drei Kleinen mit ihren blonden, fast weißen Locken, ihren großen, blauen Augen und ihren frischen, rosigen Wangen. Heinrich zählte zwölf Jahre, Emma zehn und Rosa war noch nicht ganz sechs Jahre alt.

Herr Werner bewohnte mit seiner Familie ein nettes Haus, dessen Wände fast ganz mit Rebzweigen überwachsen waren. Der kleine Balkon an der Vorderseite, die weit hervorstehenden Dächer, die beiden Treppen mit hölzernen, durchbrochenen Geländern gaben ihm ganz das Aussehen eines Schweizerhauses. Die innere Einrichtung, obwohl

einfach, gab dennoch zu erkennen, daß die Familie eines ziemlich großen Wohlstandes sich erfreue. Im Wohnzimmer stand rechts an der Wand ein

niedliches Sofa, davor ein runder Tisch mit einem hübschen Teppich, links befand sich eine kleine Kommode, dazu kam noch ein Stehpult und ein kleines Arbeitstischchen.

In der Ecke hing ein schön geschnitztes hölzernes

Kruzifix und an den Wänden sah man einige hübsche Bilder, darunter das heilige Abendmahl, die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde auf den Armen, den heiligen Franziskus Xaverius, wie er den wilden heidnischen Indianern das Evangelium verkündet.

Eines Tages war Mutter Aline damit beschäftigt, der kleinen Rosa ein neues Kleidchen anzufertigen. Heinrich und Emma blätterten emsig in einem Bilderbuche. Rosa zerrte an einem hübschen Pudel hin und her, der sich Alles von seinem gewohnten Spielkameraden gefallen ließ. Die Mutter wandte von Zeit zu Zeit ihre Augen von der Arbeit weg und betrachtete lächelnd ihre drei frohen und glücklichen Kinder, für deren Wohlergehen sie täglich ihre Gebete zu der Mutter Gottes sandte.

Da näherten sich Heinrich und Emma der geliebten Mutter, reichten ihr ein Blatt und sprachen: „Liebe Mutter, erkläre uns dieses Bild.“ „Das ist die Flucht nach Aegypten,“ erwiederte die Mutter. „O erzähle uns Etwas davon,“ bat Emma, „das muß gewiß recht schön sein.“ „Ich will euch gerne erzählen,“ sprach die Mutter, „aber da müßt ihr immer recht artig sein, fleißig

lernen und gerne folgen, wollt ihr das?“ „O, recht gerne,“ riefen Beide, „nur erzähle, erzähle!“ Die Mutter begann: „Als der böse König Herodes das Jesuskind umbringen lassen wollte, erschien dem heiligen Joseph ein Engel und sprach: „Nimm das Kind und seine Mutter und fliehe nach Aegypten. Der heilige Joseph machte sich sogleich auf den Weg. Es war Nacht, deßhalb trägt er eine Laterne in den Händen. Er führt den Esel, der die Mutter Maria mit dem Jesuskinde trägt.“ „O, jetzt verstehen wir das Bild,“ riefen Beide aus, „erzähle weiter, liebe Mutter.“ „Die heilige Familie“, fuhr die Mutter fort, „kam auf ihrer Reise durch einsame und wüste Gegenden, wo es Diebe und Räuber gab, die unbewaffnete Reisende überfielen und beraubten. Solche böse Menschen lagen auch in jener Nacht am Wege. Als sie die heilige Familie bemerkten, wollten sie hervorstürzen aus ihrem Versteck. Aber einer der Räuber hielt seine Kameraden zurück — er hatte einen hellen Schein um das Haupt des Jesukindes wahrgenommen und schloßen daraus, dies könne kein gewöhnliches Kind sein.“

„Ist dieser Räuber auch in die Hölle gekommen," fragte Karl, „der hat ja dem Christkind Nichts zu leide gethan?"

„Mit dem Heilande", fuhr die Mutter fort, „wurden zwei Uebelthäter gekreuzigt, einer zur Rechten, der andere zur Linken. Der zur Rechten bat sterbend den Erlöser: „Herr, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kömmst." Jesus erwiederte: „Heute noch wirst du bei mir im Paradiese sein."

„O, ich verstehe," rief Emma aus, „dies war jener Räuber, der dem Christkind auf seiner Flucht Nichts zu leide that!"

„Du hast es errathen!" sprach die Mutter.

Indessen öffnete der Vater die Thüre. Die Kinder liefen ihm jauchzend entgegen, drückten ihm die Hände und riefen, eins nach dem andern: „Guten Morgen, Papa, guten Morgen, Papa." „Guten Morgen, liebe Kinder," antwortete Werner, „seid ihr während meiner Abwesenheit auch recht brav gewesen?" „Ich war es," rief Heinrich; „ich auch," sagte Emma! Die Mutter hatte lächelnd ihren Gemahl gegrüßt und entfernte sich, ihm einen Morgenimbiß zu holen. —

Zweites Kapitel.

Vater Bruno.

Des Verwalters Haus lehnte sich an einen Hügel an, von wo aus man den größten Theil des lieblichen Thales übersehen konnte. Auf diesem Hügel pflegten die Kinder bei freundlichem Wetter zu spielen. Ein schmaler Felsenpfad führte von da in das nächste Dorf, wo Herr und Frau Werner Sonntags den Gottesdienst besuchten. Heinrich und Emma waren schon öfters mitgegangen, für die kleine Rosa war aber der Weg immer noch zu weit und zu beschwerlich. Herr Pfarrer Bruno, ein rüstiger Greis von siebzig Jahren, den die Kinder Vater Bruno zu nennen pflegten, kam wöchentlich ein paarmal nach Jakobsthal, um den drei Kindern Werners Unterricht zu ertheilen.

Eines Tages, als Emma und Heinrich ihre Aufgaben gut gemacht hatten, und draußen die Vögel munter sangen, und die Blumen im Frühlingssonnenscheine erblüht waren, durften sie mit Rosa spielen gehen. Bald hatten die drei fröhlichen Kinder den Hügel erreicht. Die Freude schaute

ihnen recht hell aus den blauen, unschuldigen Augen. Heinrich erblickte alsbald einen bunten Schmetterling und lief ihm nach, um ihn zu fangen. Aber das schöne Thierchen flatterte bald dahin, bald dorthin; bald ließ es seinen Verfolger ganz nahe kommen, während es sich sorglos auf einer Blume niedergelassen hatte, dann aber nach einigen Sekunden ließ es unsern Heinrich wieder weit hinter sich, so daß dieser endlich müde zu seinen Geschwistern zurückkehrte.

Diese hatten indessen aus den hohlen Stengeln

einer gelben Blume, die man Löwenzahn heißt und die im Frühlinge eine der ersten ist, eine lange Kette gemacht, die Rosa um den Hals trug.

„Wo hast du deinen Schmetterling?“ fragte Emma ihren Bruder, der eben herbeigekommen war. „Ich habe ihn nicht erwischen können,“ erwiederte Heinrich. „Ach er war so schön roth und blau, wie gerne hätte ich ihn gehabt.“ „Heinrich, ich sehe es nicht gerne, daß du die Schmetterlinge fangen willst,“ fuhr Emma fort, „wenn man die Flügel berührt, so bleibt der farbige Staub an den Fingern kleben, und das Thierchen kann sich nimmer freuen über die schönen Farben seiner Flügel.“

Auf einmal rauschte Etwas in den trockenen Blättern eines nahen Gebüsches. Die Kinder wandten ihre Blicke nach der Gegend, woher das Geräusch kam. Eine kleine, muntere Eidechse war herausgekommen, um sich an der angenehmen Frühlingswärme zu ergötzen. Emma erblickte sie zuerst. „Eine Schlange, eine Schlange“, rief sie, nahm ihr Schwesterlein Rosa bei der Hand und lief den Hügel hinunter. Heinrich ward ebenfalls bange

und folgte seinen Schwestern. Doch ging er viel langsamer, drehte sich von Zeit zu Zeit um und blieb stehen, um zu zeigen, daß er mehr Muth besitze, als seine beiden Schwestern.

Jetzt trat aber Vater Bruno, der das Treiben der Kinder mit angesehen hatte, hinter dem Gebüsche hervor und rief dieselben beim Namen. Sobald sie die wohlbekannte Stimme hörten, blieben sie nicht nur stehen, sondern kehrten freudig um, liefen auf ihn zu, küßten ihm ehrerbietig die Hand und riefen fast einstimmig: „Gelobt sei Jesus Christus!“ und „hast du uns Nichts mitgebracht, lieber Vater Bruno?“ Der ehrwürdige Greis erwiederte freundlich lächelnd: „In Ewigkeit, meine lieben Kinder.“ Dann wandte er sich zu Emma und sprach: „Hier, meine liebe Emma, hast du ein kleines Bildlein, worauf das Auge Gottes ist. Bedenke immer des Sprüchlein, das darunter steht:

Ein Auge ist, das Alles sieht,
Auch was bei finsterer Nacht geschieht.

Dir meine liebe Rosa, schenke ich dies Kreuzlein. Größere wird dir der liebe Gott noch

schicken. Er möge dir dann die Gnade verleihen, dieselben geduldig zu ertragen, damit sie dir im Himmel als Verdienst angerechnet werden."

„Dir Heinrich habe ich ein Büchlein mitgebracht, worin fast alle Thiere abgebildet sind. Es steht immer eine kurze Beschreibung dabei. Du wirst darin viel Schönes von bekannten und unbekannten

Thieren lesen können." Vater Bruno blätterte darin und schlug das Bild der Eidechse auf. „Hier", fuhr er fort, „ist das Thierchen, vor dem

ihr eben geflohen seid. Hier steht nun, daß die Eidechse ein unschädliches Wesen sei, das Niemanden Etwas zu leide thue. Ja man kann es sogar in die Hand nehmen und damit spielen. Aber kommt jetzt, wir wollen hinunter steigen in eure Wohnung und sehen, ob ihr auch was gelernt habt." „Oh wir können Alles ganz gut," rief Heinrich, und hüpfte vergnügt dem Hause zu, während der alte Herr Emma und Rosa an der Hand nahm und ihm langsam folgte.

Dort empfingen ihn Herr und Frau Werner mit der größten Ehrerbietung und Freude. Und

wie konnte es anders sein? Vater Bruno war schon seit langer Zeit ihr Freund und Rathgeber, der Lehrer und Erzieher ihrer Kinder. Mutter Alina holte ein gutes Glas Wein aus dem Keller und setzte ihrem hochwürdigen Gaste Butter und

Käse vor. „Gott vergelte es euch“, sagte Vater Bruno, und stärkte sich mit einem Schlucke und einem Bissen zu dem Unterrichte, den er bald nachher mit seinen drei Schülern begann, die mit ganzer Seele an ihm hingen.

Drittes Kapitel.

Ein Engländer.

Als eines Tages Mutter Aline in dem kleinen Gärtchen neben dem Hause beschäftigt war, lief Heinrich herbei und rief schon von weitem: „Mutter, Mutter, was' hab ich gesehen — einen fremden Mann mit einem großen weißen Hute und langem, langem Backenbarte!“ „Wo hast du ihn gesehen?“ fragte die Mutter. „Unten am Bache“, sprach Heinrich, „wo er Fische fängt. Ich habe ihm lange zugesehen.“ Zuerst hielt er eine Angel hinein, an welcher ein Wurm befestigt war; allein es biß ihm kein Fisch an. Hierauf zog er ein kleines Netz aus seiner kleinen Reisetasche und versuchte es damit. Und als es ihm auch auf diese Weise

nicht gelang, Etwas zu fangen, zog er Stiefel und Strümpfe aus, schlug die Hosen hinauf und watete hinein. Da fing er die Forellen mit

den Händen und that sie in ein kleines Netz, das er an einem Weidenbusche so aufhing, daß es in's Wasser reichte." „Hat der fremde Mann nicht mit dir gesprochen?" fragte die Mutter. „Doch", antwortete Heinrich, „aber ich konnte ihn nicht recht verstehen; da bekam ich Furcht und habe mich schnell entfernt."

In demselben Augenblicke erhob die kleine Rosa, die mit ihrer Schwester Emma nahe bei dem Gartenhäuschen spielte, ein Freudengeschrei und rief: „Mutter, Mutter, Heinrich, Emma, seht, was ich für einen schönen Vogel gefangen habe!“ O, wie er glänzt — wie Gold und Silber!“ „Das ist ein Goldkäfer, liebes Kind,“ sagte die Mutter, als Rosa näher gekommen war und das Thierchen gezeigt hatte. Die drei Kinder betrachteten denselben aufmerksam. Da frug Heinrich: „Aber Mutter, wozu hat der liebe Gott den Goldkäfer erschaffen?“ „Damit ihr euch an dem schönen Farbenspiel seiner Flügel erfreuen könnt. Kein Thier, sei es auch noch so unbedeutend, ist umsonst da. Entweder soll es uns nützen oder uns erfreuen. Seht, dieser schwarze, unscheinbare Käfer, der hier über den Weg läuft, ist der Todtengräber. Findet dieser irgend ein todtes Thier, so gräbt er es ein, woher auch sein Name kommt. Ist er allein nicht stark genug, so holt er sich die nöthige Anzahl Kameraden herbei, die ihm bei seinem Geschäfte behilflich sind.“ „O das ist recht schön, was du da sagst, liebe Mutter!

Jetzt will ich gewiß keinen Käfer mehr zertreten, mag er auch noch so klein sein."

Herr Werner hatte den Fremden ebenfalls beobachtet, wie er den ganzen Morgen am Bache beschäftigt war. Er hatte sich ihm genähert und ihn eingeladen, in seinem Hause mit ihm zu Mittag zu essen. Der Fremde ließ sich lange bitten. Doch hatte er der freundlichen Einladung des Verwalters endlich nachgegeben und näherte sich in diesem Augenblicke mit Werner. Die Hausfrau eilte den beiden Männern entgegen und grüßte sie freundlich. Der Fremde, ein älterer Mann, grüßte verbindlich aber in gebrochenem Deutsch, denn er hatte diese Sprache noch nicht ganz in seiner Gewalt. Auch drückte er den Kindern, die schüchtern herbeigekommen waren, die Hände. Die Mutter machte sich daran, das Mittagessen zu bereiten, die Kinder holten dazu die Fische herbei, und die beiden Männer setzten sich in's Gartenhäuschen und sprachen über ernste Dinge.

„Wie glücklich sind Sie", hub der Fremde nach einigem Hin- und Herreden an, „eine brave,

jugendliche Frau und drei so liebliche und muntere Kinder zu besitzen. Man weiß dies außerordentliche Glück erst dann zu schätzen, wenn man unglücklich geworden ist. Auch ich besaß eine liebe Frau, ausgezeichnet durch Schönheit, Frömmigkeit und Milde. Aber ach, der Herr rief sie gerade zu der Zeit von der Erde ab, als sie mir einen Sohn geschenkt hatte. Letzterer war mein einziger Trost und sein kindliches Lächeln goß Linderung in mein wundes Herz. Er wuchs heran und blühte auf, und Jedermann hatte den Knaben lieb. Ich gab ihm die besten Lehrer und ließ ihm die sorgfältigste Erziehung angedeihen. Mit sechzehn Jahren konnte er die Hochschule beziehen, und ich sah ihn im Geiste schon als angesehenen Beamten oder Offizier. Aber ach, meine Hoffnungen sollten schrecklich getäuscht werden. Eines Tages gerieth er mit einem seiner Kameraden in Wortwechsel und ward zum Zweikampfe oder Duelle herausgefordert. Mein Sohn nahm die Forderung an. Beide Gegner erschienen auf dem Kampfplatze, einer einsamen Gegend, einige Stunden von der Universitätsstadt entfernt, und ward — kaum kann

ich es aussprechen, — von der Kugel seines Kameraden durchbohrt. Seine Leiche ward auf mein Gut ge=

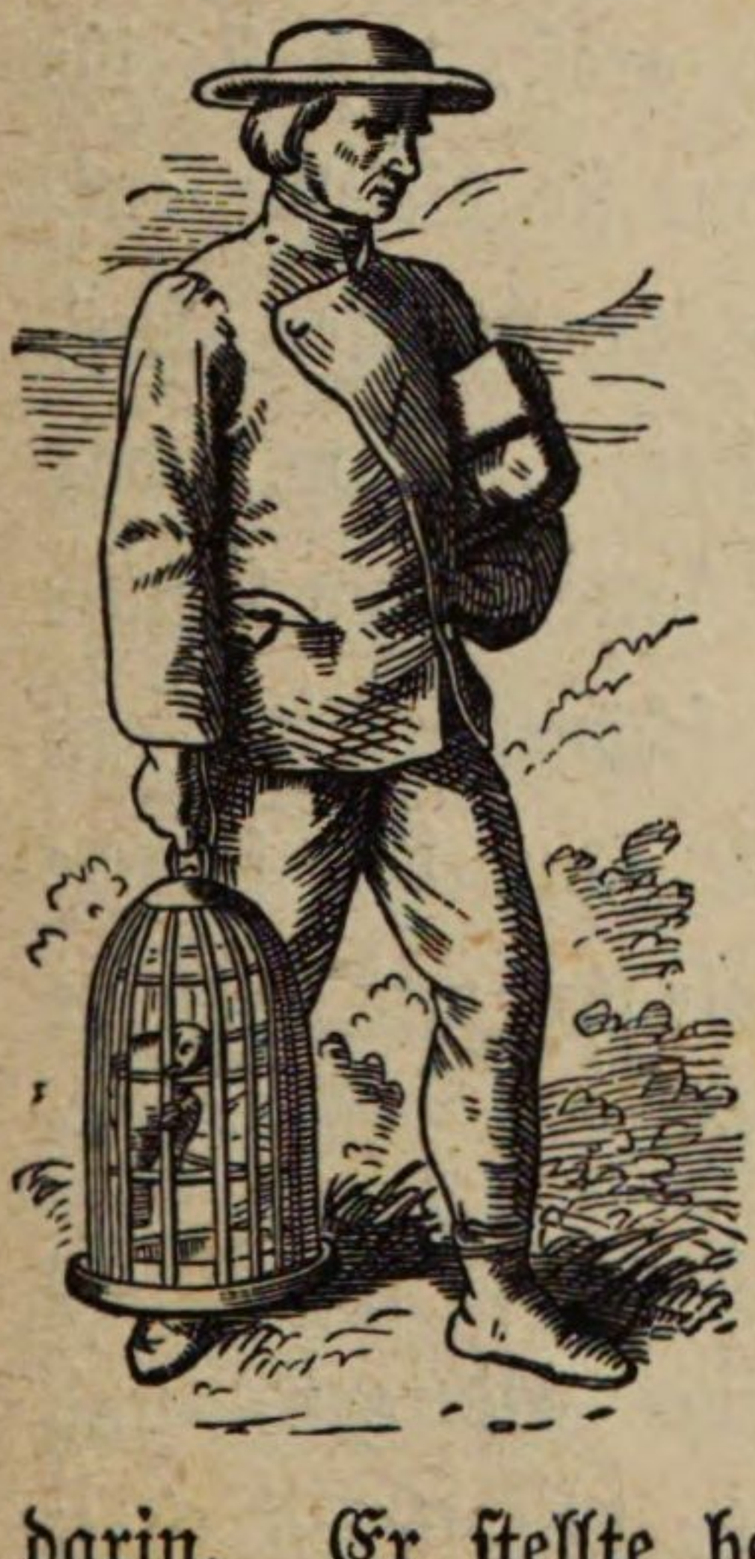
bracht, wo ich durch einen Brief eines seiner Freunde von den Umständen seiner Todesart benachrichtigt wurde. Meine Lage gränzte an Verzweiflung. Mein Kind, mein Stolz, der Trost meines Alters, war dahin. Ich grämte mich so sehr, daß meine Kräfte zusehends abnahmen. Die ärztliche Hülfe blieb wirkungslos. Da besuchte mich eines Tages ein alter Geistlicher. Dieser richtete meine Blicke aufwärts zum Himmel. Dort allein fand ich Trost. Ich opferte meine Schmerzen und Leiden dem lieben Gott auf, und Er goß lindernden Balsam auf meine Wunde. Meine Gesundheit besserte sich wieder; allein nie mehr kann ich fröhlich sein, und der Anblick einer glücklichen Familie, wie es die Ihrige ist, ruft mir mein vergangenes Glück in's Ge=dächtniß zurück und läßt mich mein Unglück um

so deutlicher fühlen.“ Einige Thränen waren bei diesen Worten über seine Wangen gerollt, und der Verwalter ward von seiner Erzählung so gerührt, daß auch er seine Rührung kaum zu verbergen vermochte. „Um mich zu zerstreuen“, fuhr der Fremde fort, „habe ich mein Gut in England verlassen und reise auf dem Festlande umher. Zufällig kam ich hier in dieses hübsche Thälchen, dessen silberheller Bach mich zum Forellenfange einlud. Dort haben Sie mich vor einer Stunde getroffen.“ Kaum hatte der unglückliche Fremde seine Lebensgeschichte beendet, erschien Emma und sprach mit kindlichem Lächeln, jedoch etwas schüchtern: „Mama läßt den Herrn sagen, das Mittagessen sei bereit.“ Sie traten in das Haus. Acht Tage blieb der Engländer, der sich Lord Dorington nannte, in Jakobsthal und fand Trost im Umgange mit den Kindern Werners, die sich sehr bald mit ihm befremdeten. Als er abreiste, reichte er der Hausfrau einige Goldstücke, für Kostgeld, wie er meinte; allein es wurde Nichts angenommen. Da versprach er seinen drei kleinen Freunden, von der nächsten Stadt aus ihnen Etwas zuzusenden.

Viertes Kapitel.

Freud und Leid.

Es mochten etwa acht Tage vergangen sein, seitdem Lord Dorington von Jakobsthal abgereist war.



Die Kinder Werners erwarteten mit Ungeduld die Geschenke, welche ihnen der fremde Herr versprochen hatte. Endlich kamen sie. Die Werner'sche Familie saß gerade beim Mittagessen, als ein unbekannter Mann in die Stube trat. Er trug in einer Hand ein kleines Päcklein, in der andern einen sehr hübschen Käfig mit einem bunten Vogel darin. Er stellte beide Sachen ab, übergab dem Verwalter einen Brief und empfahl sich. Heinrich

konnte vor Verwunderung kein Wort hervorbringen. Er stand vom Tische auf, näherte sich dem Käfige und betrachtete den Vogel sehr aufmerksam, während der Vater den Brief las. Emma und Rosa musterten mit den Augen das Päcklein, das auf einem Stuhle lag. „Lord Dorington grüßt euch Alle," brach der Vater das Stillschweigen, „und schickt dem Heinrich diesen Vogel und der Emma und Rosa dieses Päcklein!" Der Vater öffnete es und was war darin? Für Rosa eine schön gekleidete Puppe, so groß, daß sie ihr bis unter die Arme reichte, wenn sie dieselbe aufrecht hinstellte; für Emma ein prachtvolles Etui, mit Scheere, Fingerhut, Messer u. s. w., das sicher seine paar Thaler gekostet hatte. Die Kinder brachen beim Anblicke dieser schönen Dinge in lauten Jubel aus. „O, wie gut der fremde Herr ist", rief Emma; „wenn wir ihm nur auch für alle diese Dinge danken könnten!" „Ihr könnt eure Dankbarkeit dadurch beweisen", sprach die Mutter, „daß ihr ihn in euer Morgen- und Abendgebet einschließt; wenn ihr den lieben Gott bittet, er möge Trost in sein verwundetes Herz

gießen. Eure kindlichen Gebete werden ihm lieber sein, als die schönsten Worte, mit welchen ihr ihm euren Dank ausdrücken könntet."

Heinrich besah seinen Vogel und das hübsche Bauer von allen Seiten; namentlich bewunderte er die glänzenden, grünen und rothen Federn desselben. Auch ergötzte es ihn, wie er sich in einem Ringe von Messing hin und her schaukelte. Doch verwunderte er sich darüber, daß er immer noch nicht mit dem Gesange beginnen wollte und fragte deßhalb den Vater: „Sage mir, lieber Vater, warum singt denn mein Vogel nicht?" „Weil es kein Singvogel ist," erwiederte Werner. „Fast alle Vögel, die in heißen Ländern leben, haben ausgezeichnet schöne Federn, aber dafür ist ihnen auch der Gesang vorbehalten. Unsere besten Sänger hingegen haben meistens ein sehr bescheidenes Gefieder. Dein Vogel kann also nicht singen, aber — sprechen!" „Dann ist es ein Papagei," rief Heinrich, „o, davon hab ich schon viel gelesen." „So ist es," antwortete der Vater. In diesem Augenblicke fing es im Zimmer zu niesen an und eine Stimme rief: „Ich bin der General Wellington, ja ich

bin der General Wellington.“ Darnach hustete es ein paar Mal. Heinrich sah den Vater verlegen an. „Hüte dich mein Sohn, diesem Thiere zu gleichen,“ sprach der Vater, „es ahmt nicht nur die Worte der Menschen nach, sondern auch seine Unarten; und hüte dich, je ein unanständiges Wort über deine Lippen gleiten zu lassen; der Vogel würde dich verrathen, indem er es nachschwatzte.“

Vater Bruno war schon mehrere Tage nicht mehr in Jakobsthal gewesen, und mit Recht befürchteten Herr und Frau Werner, es möchte der hochwürdige Herr unwohl sein. Die Kinder sehnten sich nach seinem Besuche. Da beschloß der Vater, ihn im Laufe desselben Nachmittags heimzusuchen. Er stieg hinauf und fand den Greis krank im Bette liegen. Als er in einer der letzten Nächte, wo es sehr frostig und ungesund war, das heilige Sterbsakrament einem Kranken brachte, der auf einem einsamen Gehöfte anderthalb Stunden entfernt wohnte, hatte er sich eine Verkältung zugezogen. Es stellte sich ein sehr heftiges Fieber ein. Der Greis fühlte, daß sein Ende nahe und drückte den Wunsch aus, die ganze Werner'sche

Familie vor seinem Ende versammelt zu sehen, um ihr seinen letzten Segen zu ertheilen. Betrübt kehrte der Verwalter nach Jakobsthal zurück, und seine Frau und Kinder brachen bei seiner Erzählung in lautes Schluchzen aus.

Den folgenden Morgen in aller Frühe brach die ganze Familie auf, ihren Seelsorger, Freund und Lehrer noch einmal zu sehen. Der Greis saß aufrecht in seinem Bette und richtete die letzten Worte des Trostes an seine geliebten Pfarrkinder, die umherstanden und weinten. „Der liebe Gott ruft mich ab aus dieser Welt," sprach er. Befolget die Lehren, die ich euch so oft an's Herz legte. Ich werde beim Vater im Himmel für euch bitten, wie ich es täglich für euch that in der heiligen Messe. Erziehet eure Kinder in der Furcht des Herrn. Haltet sie an zum regelmäßigen Gebete, zum fleißigen Besuche des Gottesdienstes. Lehrt sie, die Vorgesetzten zu ehren!" Hierauf streckte er seine Hände segnend über die Kinder des Verwalters aus und sprach: „Mögen die guten Lehren, die ich in euere kleinen Herzen legte, aufgehen und hundertfältige Früchte bringen. Möget ihr immer

sein die Freude eurer Eltern, ihre Stütze im Alter!“ Seine Stimme war schwächer geworden — er fühlte sein Ende nahen und legte sich in's Bett zurück. Sein Puls schlug langsamer, sein Athem ward gedehnter. Noch einmal öffnete er seine sterbenden Augen, blickte alle Umstehenden freundlich an und sprach noch mit leiser aber hörbarer Stimme: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Dies waren seine letzten Worte. Seine edle Seele kam vor den Thron Gottes, und Jesus setzte ihm eine kostbare Krone auf das Haupt und lächelte süß und sprach: „Du warst getreu im Kleinen, nun will ich dich über Großes setzen!“

Fünftes Kapitel.

Ein vornehmer Besuch.

An einem heitern Sommermorgen hielt eine prächtige Chaise, mit zwei stattlichen Schimmeln bespannt, vor dem Hause des Verwalters. Ein Bedienter öffnete den Kutschenschlag, und eine vornehme Dame, die Gräfin von Hochberg, stieg mit ihrem kleinen Prinzen aus. Sie war auf einer Rundreise begriffen und wollte Jakobsthal, das ihr zugehörte, ebenfalls besuchen. Herr und Frau Werner eilten herbei, den hohen Gast zu begrüßen. Auch Heinrich hatte sich dem Wagen genaht und betrachtete verwundert die hübschen Pferde und die glänzenden Geschirre. Der kleine Prinz, etwa von gleichem Alter mit ersterem, kam alsbald herbei und knüpfte ein Gespräch mit ihm an. Während

die Gräfin sich mit dem Verwalter über den Gang der Geschäfte unterhielt, hatten sich die beiden neuen Kameraden nach der Schmelze gemacht. Zuerst zeigte Heinrich dem Prinzen den sogenannten Hochofen, wo man das Erz in ein ungeheures Feuer wirft, und wo es dann unten als flüssiges Eisen zum Vorschein kommt. Der Prinz hatte

in seinem Leben noch nie so etwas gesehen und ergötzte sich an der ungeheuren Gluth und an den blauen Flammen, die daraus emporschlugen. Hernach

besuchten sie den großen Hammer, der große viereckige Eisenblöcke breit schlagen mußte. Er war mehrere Centner schwer und ward vom Wasser getrieben. Wenn er niederfiel, erdröhnte das ganze Gebäude, so daß der junge Prinz ängstlich ward und leise zu Heinrich sagte: „Komm, wir wollen gehen!“ Alsdann besuchten sie die Werkstätten, wo ungeheure Walzen thätig waren, große Eisenstangen zu Blech breitzudrücken. Bärtige, schwarze Männer beaufsichtigten das Getriebe der Maschinen und zogen von Zeit zu Zeit glühende Stangen aus dem Ofen hervor und brachten sie zwischen die Walzen. Der Prinz wäre beim Anblick der rußigen, halbnackten Männer davongelaufen, wenn ihn nicht Heinrich bei der Hand geführt und mit einigen derselben freundlich gesprochen hätte.

Jetzt hatte der kleine Werner nichts Eiligeres zu thun, als dem jungen Herrn seinen Papagei zu zeigen. Dieser gefiel demselben ausnehmend gut und sprach: „Heinrich, wenn ich meinen Papagei bei mir hätte, den ich zu Haus habe, so würde ich mit dir handeln.“ Aber Heinrich war froh,

Staatl. Bibliothek
Regensburg

daß er denselben nicht bei sich hatte; denn sein Papagei war ihm über Alles lieb geworden.

Nachdem die Gräfin die Schmelze ebenfalls in Augenschein genommen, und sich mit einem kleinen Mahle, das Mutter Aline bereitete, gestärkt hatte, schickte sie sich an, von Jakobsthal wieder abzureisen. Der Kutscher hatte schon auf dem Bocke Platz genommen, und der Bediente war der Gräfin beim Einsteigen behülflich, als ein Courier die Straße heransprengte. Er übergab der Gräfin ein versiegeltes Schreiben, welches dieselbe las, während der Reiter sein Pferd, das sehr erhitzt war, mit einem Strohwisch abrieb. „Einer meiner Beamten", sprach die Gräfin zu Herrn Werner gewandt, „schreibt mir, daß die Gegend hier seit einiger Zeit unsicher geworden. Eine zahlreiche Räuberbande scheint in diesem Bezirk gegenwärtig ihr Unwesen zu treiben. Gewaltsame Beraubungen und Einbrüche sind vorgekommen, wobei auch einzelne Mordthaten verübt wurden. Man ersucht mich, nicht ohne Bedeckung diese gebirgige Gegend zu durchreisen, weil mein Wagen möglicherweise angehalten werden könnte.

Ich möchte Sie nun gebeten haben, Herr Verwalter, mir einige von ihren Leuten zur Bedeckung mitzugeben!“

Da trat Frau Werner zu der Gräfin und sprach: „Gnädige Frau, bleiben Sie doch bei uns bis morgen; die Nacht ist nicht mehr fern; nehmen Sie mit einer bescheidenen Lagerstätte vorlieb und fahren Sie dann mit Anbruch des Tages weg.“

Allein die Gräfin bestand darauf, heute noch abzureisen. Der Verwalter hatte indessen seine Jagdflinte geholt und einen Hirschfänger umgeschnallt. Einer seiner kräftigsten Arbeiter war ebenfalls mit einer Flinte bewaffnet und zum Schutze der Gräfin herbeigekommen. Und nachdem auch dem Bedienten eine geladene Doppelpistole von dem Verwalter übergeben worden war, glaubte die hohe Dame vollständig beschützt zu sein und bestieg dann mit dem Prinzen, der ungern von Heinrich Abschied nahm, den Wagen. Herr Werner setzte sich zu dem Kutscher auf den Bock, und sein bewaffneter Arbeiter stellte sich zum Bedienten hinter dem Sitze der Gräfin auf.

Die beiden muthigen Schimmel stampften vor

Ungeduld die Erde, und auf ein Zeichen der Gräfin rollte der Wagen davon.

Die Frau des Verwalters war von trüben Ahnungen erfüllt, und als sie dem Wagen nachblickte und ihn zuletzt aus dem Gesichte verlor, rollten ein Paar Thränen über ihre Wangen. Es war ihr, als ob sie ihren Gemahl zum letzten Mal gesehen hätte. „Wir wollen beten," sagte sie zu ihren Kindern, die in ihrer Nähe standen, „daß der liebe Gott unsern theuren Vater wieder wohlbehalten zurückkehren läßt!" Und die Mutter trat mit den Kindern in das Haus. Dort knieten sie vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder und beteten.

Sechstes Kapitel.

Der Ueberfall.

Es war Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr, als sich der Wagen der Gräfin von Jakobsthal weg bewegte. Nach ihrer Berechnung müßte sie, wenn ihr kein Unglück begegnete, etwa um 8 Uhr in der Stadt sein, wo man sie erwartete. Das Wetter war am Vormittag, als sie nach der Schmelze fuhr, herrlich gewesen. Kein Wölklein hatte den schönen, blauen Himmel getrübt. Munter sangen die Vögel im Gebüsche zu beiden Seiten des Weges. Ueber Mittags aber war ein Gewölk von Westen am Himmel herauf gezogen, weiter und immer weiter, so daß es am Ende den ganzen Himmel bedeckte und keinen Sonnenstrahl mehr durchließ. Trotzdem herrschte, als

der Wagen der Gräfin sich in Bewegung setzte, eine gewisse Schwüle in der Luft. Kein Blättlein regte sich. Die beiden Schimmel waren nicht so munter, wie gewöhnlich. Der Gesang der Vögel war verstummt; nur hin und wieder hörte man im nächsten Gebüsche ein einsilbiges, ängstliches Pfeifen. Die Blumen an den Rainen und auf den Wiesen ließen erschlaffend ihre farbigen Köpflein hängen, die sie am Morgen mit so stolzem Selbstbewußtsein hoch gen Himmel aufgerichtet trugen. Einzelne Käfer sah man ängstlich über den Weg rennen und dann plötzlich in einem sichern Loche verschwinden. Salamander, die das Trockene scheuen und sich nirgends behaglicher fühlen, als auf dem Grunde eines Bächleins oder eines Weihers, empfanden auf einmal Wanderlust und begaben sich auf den Weg. Allein Einer von ihnen sollte sein Vergnügen theuer büßen — ein Rad des vorbeieilenden Wagens zermalmte ihn, und sein Reisekamerad betrachtete trauernd dessen Ueberreste.

Der Verwalter machte die Gräfin auf die Vorzeichen eines herannahenden Gewitters auf-

merksam, und bemerkte, daß es vielleicht gerathen wäre, wieder nach der Schmelze, von welcher sie jetzt ungefähr eine gute Stunde entfernt sein mochten, zurückzukehren. Allein die hohe Dame bestand auf der Fortsetzung ihrer Reise, indem sie glaubte, die Wolken könnten sich verziehen. Werner wagte nichts darauf zu erwiedern.

Der Weg führte dem Bache entlang durch ein schmales Thälchen, das manchmal durch die Felsenmassen, die sich von beiden Seiten näherten, so eingeengt war, daß kaum das Wasser einen Durchweg fand und für den Weg Felsen weggesprengt werden mußten. Manchmal führte er gerade durch weit hervorstehende Steinmassen, und dem kleinen Prinzen wurde es allemal bange, wenn es so auf einmal ganz finster ward. Solche durch Felsen gemachte Oeffnungen, die hoch und breit genug sind, um durchfahren zu können, heißt man Tunnele. Manchmal erweiterte sich das Thälchen auch und bekam eine ansehnliche Breite. Man sah alsdann Ackerfeld mit reichlichem Segen Gottes und einzelne Gehöfte. Die Bergwände

zu beiden Seiten waren weniger steil und mit Laubholz bewachsen.

Die Wolken waren indessen schwärzer geworden und näherten sich der Erde immer mehr. Es ward dunkel wie bei einbrechender Nacht. Von Zeit zu Zeit sah man einen Blitz am fernen Horizonte, und das Grollen des Donners, anfänglich kaum vernehmbar, ward hörbarer und hörbarer: Das Gewitter näherte sich. Einzelne Windstöße wirbelten den Staub des Weges in die Höhe, und einzelne große Tropfen fielen zur Erde.

Indessen war der Wagen der Frau von Hoch=berg unangefochten dahingerollt, und es hatte sich bis jetzt nichts Verdächtiges gezeigt, obwohl sie mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten. Das herannahende Gewitter und die zunehmende Dunkelheit flößten der Reisegesellschaft allein Be=sorgniß ein.

Der Regen strömte reichlicher zur Erde, der Wind ward heftiger, Blitze durchkreuzten in allen Richtungen die Luft, und das Krachen des Donners ward fürchterlicher. Der kleine Prinz hatte ängst=lich den Kopf auf den Schooß seiner Mutter ge=

legt; der Fuhrmann hatte alle Mühe, seine Pferde zu zügeln, die sich bei einem heftigen Donnerschlage manchmal bäumten und den Galopp anschlagen wollten.

Das Thal hatte sich wieder verengt; mächtige Felsenwände starrten aus der Nacht zum Himmel empor. Der Weg ward schmäler und hatte zur Linken eine steile Felsenmauer, zur Rechten manchmal tiefe Abgründe, in welchen der angeschwollene Bach rauschte. In diesem Augenblicke führte er wieder durch einen kleinen Tunnel, wo man, vom Regen geschützt, kurze Zeit zu halten beschloß, was auch geschah. Die Männer stiegen ab und unterhielten sich mit der Gräfin.

Das Gewitter war indessen vorübergezogen; der blaue Himmel ward sichtbar und der Vollmond beschien mit seinem milden Lichte die Landschaft. Die Stadt war nicht mehr fern, die Gefahr schien vorüber zu sein. Die Gräfin wollte ihre freundlichen Begleiter nach Jakobsthal zurückschicken.

Da auf einmal vernahm man ein durchdringendes Pfeifen im nahen Gebüsche vor ihnen; hinter ihnen ward es beantwortet. Man begriff,

daß die Gefahr da sei. Die Frau von Hochberg drückte sich mit ihrem Sohne in die Ecke des Wagens, die Männer griffen nach den Waffen. Alsbald stürzten ein Dutzend Kerle auf das Fuhrwerk ein, schlugen den Kutscher zu Boden und bemächtigten sich der Pferde. Werner gab Feuer und Einer stürzte. Er hatte sich am Kutschenschlage aufgestellt und beschloß das Leben seiner Herrin und das seinige so theuer als möglich zu verkaufen. Als die Räuber einen der ihrigen fallen sahen, stürzten sie wüthend auf den Verwalter los. Dieser feuerte wieder und ein Zweiter wälzte sich am Boden. Er hatte jetzt keinen Schuß mehr und griff nach seinem Hirschfänger. Aber jetzt krachte es wieder und mit dem Rufe: „Meine Frau, meine drei Kinder", stürzte der Verwalter zu Boden. Ein Bandit hatte ihn mitten durch die Brust getroffen.

Der Arbeiter, den Werner mitgenommen hatte, kämpfte an dessen Seite mit Muth und Tapferkeit. Auch er hatte mit einem Schusse einen der Banditen niedergestreckt und vertheidigte sich alsdann mit einem gewichtigen Knotenstocke. Herr Werner fiel

an seiner Seite. Mehrere Pistolenschüsse werden gegen ihn abgefeuert, die aber fehlgehen und die Fenster des Reisewagens zertrümmern. Mehrere der Räuber dringen mit gezogenen Dolchen auf ihn ein. Seine Lage ward verzweiflungsvoll. Die Gräfin hielt sich schon für verloren.

Da im Augenblicke höchster Noth erschien unerwartete Hülfe. Eine Abtheilung Husaren sprengte plötzlich daher, und ehe die Räuber, von denen mehrere im Kampfe begriffen, andere damit beschäftigt waren, den Kutscher zu binden und die Pferde zu halten, sich versahen, waren sie überwältigt, entwaffnet, gebunden, und die Gräfin mit ihrem Sohne gerettet.

Ihr Gemahl, Graf von Hochberg, der Oberst eines Husarenregiments war, und den der Zufall des Krieges gerade in die Stadt führte, hatte Hülfe geschickt. Man sprach ihm von der Unsicherheit der Gegend, und er beschloß, seiner Frau, von der er wußte, daß sie auf dem Wege nach der Stadt war, unverzüglich einen Zug von seinen Leuten mit einem tüchtigen jungen Offizier entgegen zu senden.

Die Leute, die an demselben Abende während eines Gewitters eingezogen waren, sattelten ihre Pferde auf's neue, saßen auf und machten sich auf den Weg. Sie wußten, daß es galt, die Gemahlin ihres wackeren Obersten zu beschützen und spornten die Pferde zu höchster Eile an. Sie erschienen im verhängnißvollen Augenblicke!

Siebentes Kapitel.

Schmerz und Trauer.

Aline Werner und ihre Kinder waren in der größten Besorgniß um den geliebten Vater. Sie hatten ihn bis zehn Uhr zurückerwartet, und da er immer noch ausblieb, schlossen sie, es müsse ihm ein Unglück begegnet sein. Die Mutter las aus einem Gebetbuche ihren Kindern laut vor. Von Zeit zu Zeit glaubte sie nahende Tritte zu hören; aber ach! sie hatte sich getäuscht — man vernahm nichts als den Abendwind, der in den Blättern der Bäume säuselte.

„Vielleicht hat er den Wagen der Gräfin bis in die Stadt begleitet und kehrt erst morgen wieder zurück," dachte sie und mit diesem tröstenden Gedanken brachte sie ihre Kinder zu Bette.

Sie selbst aber konnte die ganze Nacht kein Auge schließen.

Nachdem die noch lebenden Räuber überwältigt und gebunden waren, hob man die Leiche des Verwalters auf, lud sie auf den Wagen der Gräfin und löste die Bande des Bedienten. Der Kutscher hatte sich von seiner Ohnmacht erholt und nahm seinen Platz auf dem Bocke wieder ein. Die Gefangenen wurden in die Mitte der Reiter genommen, die mit gezogenen Säbeln neben ihn herritten und der Zug setzte sich in Bewegung.

In der Stadt angekommen, wurden die Räuber dem Gerichte überliefert und eine Commission desselben machte sich noch in der Nacht auf den Weg, um die Stelle, wo der Ueberfall geschehen war, in Augenschein zu nehmen. Auch versäumte man nicht, nach einem Arzte zu schicken, um die Wunde des Verwalters untersuchen zu lassen. Allein bald stellte es sich heraus, daß die Verwundung eine tödtliche war und daß der Tod schnell nach dem Schusse erfolgt sein mußte; denn die Kugel hatte die linke Herzkammer durchbohrt.

Des andern Morgens wurde die Leiche Werners auf einen Wagen geladen, um sie nach Jakobsthal zu bringen. Mehrere Husaren begleiteten sie als Ehrenwache. Der Arbeiter, dem der Tod seines geliebten Herrn fast das Herz abdrückte, wurde von dem Oberst beordert, voraus zu eilen, und die Frau des Verwalters nach und nach von dem schrecklichen Unglücke in Kenntniß zu setzen. Auch händigte ihm der Graf vor seiner Abreise ein Schreiben an die unglückliche Frau ein, in welchem er dieselbe zu trösten versuchte und versprach, da ihr Gemahl in seinem Dienste gefallen sei, werde er für ihr und ihrer Kinder ferneres Fortkommen Sorge tragen.

Als Mutter Aline den Arbeiter in der frühen Morgenstunde ohne ihren Mann sich ihrem Hause nähern sah, ahnte sie ihr Schicksal. Ihre Knie zitterten, Todtenbläße lag auf ihrem Gesichte. Und als der wohlbekannte Mann in das Zimmer trat und die arme Frau in diesem kläglichen Zustande erblickte, konnte er keine Silbe hervorbringen, aber ein Paar große Thränen liefen über seine Wangen herab. Daraus erkannte Frau Werner

nur zu gut, daß ihre Ahnung sich bestätige. Doch ergriff sie die beiden Hände des Arbeiters und blickte ihm starr in's Gesicht, als ob sie dort das Gegentheil dessen lesen wollte, was für sie das Schrecklichste war. Dann rief sie außer sich: „Sprecht, um Gotteswillen, sprecht, lieber Mann,

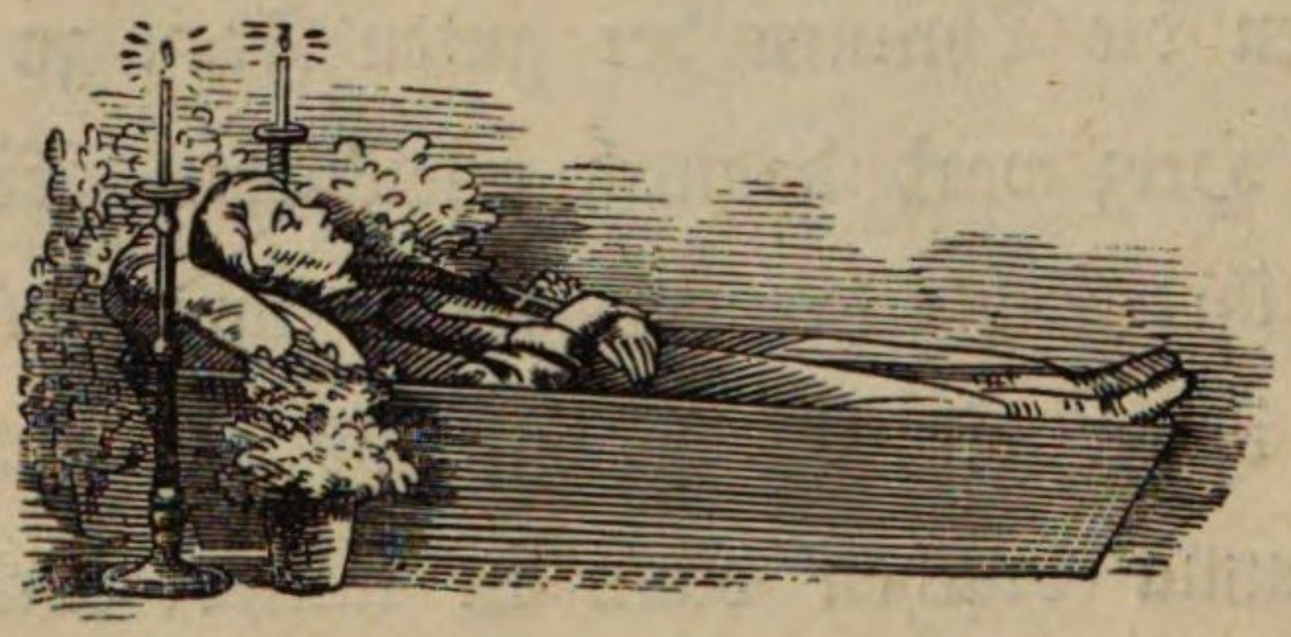
was ist geschehen? Was ist meinem Manne begegnet?“ Ermattet ließ sie sich auf einen Stuhl nieder und heftete ihre Augen auf den Mund des Mannes, aus dessen Munde sie das schreckliche

Wort: „Euer Mann ist todt" vernehmen sollte. Dieser erzählte den Hergang der Sache, doch sagte er für's Erste, Werner sei nur schwer verwundet. Aber die gute Frau bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht und blieb sprachlos während einigen Minuten. Dann rief sie plötzlich aus: „Er ist todt! meine armen Kinder!!" „Er ist todt," sprach der Arbeiter mit kaum vernehmbarer Stimme; „aber tröstet Euch, liebe Frau, Ihr werdet ihn ja wieder sehen, dort über den Sternen, wo es keinen Tod und keine Schmerzen und keine Tennung mehr gibt. Der liebe Gott wird Euch und Eure Kinder in seinen Schutz nehmen, denn Er ist ja der Vater Aller!" Mit diesen Worten überreichte er ihr den Brief des Obersten. Da begannen die Thränen der guten Frau zu fließen, und ihr Herz ward dadurch erleichtert. Sie begab sich in ihre Schlafkammer, weckte ihre Kinder und theilte ihnen die Trauerbotschaft mit. Heinrich und Emma brachen dann in lautes Wehklagen aus; die kleine Rosa weinte auch, ohne gerade recht zu wissen warum.

Der Leichenzug war angekommen und hielt

vor dem Hause des Verwalters. Dieser lag in einem schönen Sarge, welcher mit Blumen und Epheu bekränzt war. Die trauernde Wittwe trat in schwarze Kleider gehüllt und mit ihren Kindern an der Hand aus dem Hause und näherte sich dem Wagen! Welcher Empfang! Gestern in der vollen Blüthe eines kräftigen Mannesalters sagte er euch sein Adieu und drückte euch freundlich die Hände. Heute todt und leblos kann er euch nimmer begrüßen! Sein freundliches Auge öffnet sich nicht mehr, um euch liebevoll anzublicken. Wie unerforschlich sind deine Wege, o Herr!

Der Sarg war in einem der Zimmer des Werner'schen Hauses aufgestellt. Die Arbeiter in Jakobsthal, welche eben erst Kunde von dem Tode ihres



geliebten Herrn erhielten, strömten herbei und umstanden den Sarg. Sie wollten ihren Verwalter noch einmal sehen und öffneten denselben.

Werner lag da in seiner vollen Kleidung; auf seinem Gesichte, das sehr bleich war, nahm man keinen Zug des Schmerzes wahr. Eine stille Ergebung in den göttlichen Willen war darauf ausgeprägt. Da lief manche Thräne des Schmerzes über die Wangen der bärtigen Arbeiter und tropfte auf den Sarg nieder; da stieg manches Vaterunser für das Heil seiner Seele gen Himmel empor!

Als die Arbeiter sich entfernt hatten, nahm Mutter Aline die Kinder an der Hand und führte sie zur Leiche ihres Vaters. Emma begriff nicht, warum der Vater sich nicht rühre, nicht mit ihr sprechen wolle. Sie nahm ihn bei der Hand und rief: „Papa, warum antwortest du mir gar nicht? Oeffne doch deine Augen und sieh mich an!“ Aber der Vater öffnete die Augen nicht mehr! Da blickte das Mädchen die Mutter an, als ob es fragen wollte: „Mama, warum spricht der Vater nicht mit mir?“ Die Mutter verstand dies wohl und sprach: „Liebes Kind, dein Vater ist oben im Himmel bei dem lieben Gott und den lieben Heiligen, dort wirst du ihn wieder sehen und mit ihm sprechen.“

Achtes Kapitel.

Das Begräbniß. Der treue Hektor.

Die irdischen Ueberreste des seligen Verwalters wurden des anderen Tages zur Erde bestattet. Der Nachfolger des verstorbenen Vaters Bruno, ein würdiger junger Priester, kam selbst nach Jakobsthal, um die Leiche auf den Gottesacker seines Dörfchens zu begleiten und auszusegnen. Der Leichenzug ordnete sich. Voraus gingen mehrere Knaben, die ein schwarzes Fähnlein trugen. Hierauf folgte der Todtenwagen, worauf der Sarg des Verwalters stand. Dieser war mit frischen Blumen und Kränzen auf's Schönste geziert. Die Frauen und Jungfrauen der Arbeiter aus Jakobsthal wollten dadurch zeigen, wie sehr sie den Verwalter hoch schätzten. Dem Sarge zunächst ging

der Geistliche in seinen priesterlichen Kleidern und begleitet von zwei Ministrauten. Dann folgten die Leidtragenden: Mutter Aline mit ihren drei Kindern, die Arbeiter aus Jakobsthal nebst ihren Frauen und Angehörigen. Außerdem hatten sich viele Leute aus den naheliegenden Ortschaften eingefunden, um dem Manne, den sie geliebt und geachtet, die letzte Ehre zu erweisen.

Auf dem Gottesacker angekommen, sprach der Geistliche die üblichen Gebete und richtete dann einige ergreifende Worte an die Versammelten, worin er darauf hinwies, wie der Tod kein Alter und keinen Stand verschone; wie er oft ganz unerwartet erscheine und mit seiner Sense das kräftigste Leben niedermähe. Es sei uns dies eine Mahnung, jederzeit bereit zu sein, vor den Richterstuhl des allerhöchsten Richters zu treten und Rechenschaft von unserer Verwaltung abzulegen. Er wies dann ferner darauf hin, wie schön es sei, die Untergebenen väterlich und liebevoll zu behandeln, wie es der selig Verstorbene gethan. Jesus Christus sei ja die Liebe und Sanftmuth selbst gewesen und durch Ausübung

dieser Tugenden nähere man sich dem göttlichen Vorbilde. Die Wünsche und Gebete der hier versammelten Arbeiter werden heute emporsteigen zu dem Throne Gottes und werden für ihren seligen Vorgesetzten sprechen. Zum Schlusse bemerkte er noch, daß Werner ein sehr gewissenhafter und treuer Beamter gewesen sei, deßhalb werde der liebe Gott auf ihn die Worte der heiligen Schrift anwenden: Du warst getreu im Kleinen, nun will ich dich über Großes setzen.

Der Sarg ward hierauf von vier Männern in das Grab gesenkt. Der Priester nahm eine Schaufel voll Erde und warf sie auf denselben, zum Zeichen, daß der Verstorbene nun wieder zu Staube werde, woraus er gebildet sei. Dann besprengte er den Sarg und die Umstehenden noch mit Weihwasser, und die Todtengräber fingen an, ihn mit Erde zu bedecken. Der Geistliche entfernte sich hierauf; die trauernde Menge zerstreute sich. Aber Fünfe konnten den Ort der Trauer noch nicht verlassen. Es war die Wittwe, ihre drei Kinder und der treue Hektor.

Als die Leiche seines Herrn in das Haus

gebracht wurde, verließ dieses Thier das Zimmer nicht mehr. Er beroch den Sarg von allen Seiten und gab durch sein ängstliches Winseln Freude und Unruhe zu erkennen. Nachdem der Deckel vom Sarge abgenommen war, stellte er sich auf seine Hinterbeine, legte seine Vorderfüße auf den Sarg und besah seinen todten Herrn und wedelte freundlich mit seinem Schwanze. Er beleckte ihm seine Hände und legte ihm eine Pfote auf die Brust. Aber sein Herr war unempfindlich gegen die Zeichen treuer Anhänglichkeit seines Hundes, er streichelte ihn nicht, wie es sonst der Fall war, mit den Händen, er öffnete nicht einmal die Augen, um ihm einen freundlichen Blick zuzuwerfen, oder ihm zu sagen: „Hektor kusch dich!“ Das Thier ward also unruhig und mißstimmt ob der Unfreundlichkeit seines sonst so liebreichen Herrn. Es heulte wehemüthig, stellte sich alsdann auf die andere Seite des Sarges und versuchte von neuem, seinem Herrn eine Schmeichelei abzugewinnen. Aber vergebens. Da setzte sich Hektor in eine Ecke des Zimmers und blickte traurig nach dem Sarge seines Gebieters hin. Plötzlich aber sprang er wieder auf,

näherte sich der Leiche, um zu sehen, ob sein Herr noch nicht erwacht sei. Dann begab er sich winselnd wieder an seinen vorigen Platz zurück. Die vielen Leute welche in's Zimmer traten, die Traurigkeit seiner Herrin und seiner gewöhnlichen Spielkameraden, der Kinder, mußten das arme Thier nothwendig außer Fassung bringen.

Des andern Tages traten vier Männer in das Zimmer, um die Leiche abzuholen, der Sarg ward auf eine Bahre gestellt und hinaus getragen. Hektor aber hatte sich erhoben, stellte sich drohend und bellend vor die geöffnete Thüre und wollte seinen Herrn nicht forttragen lassen. Die Männer wollten ihn erst mit guten Worten beseitigen. Umsonst. Sie drohten. Vergebens. Da öffnete seine traurige Herrin die Thüre ihres Wohnzimmers und rief den Hektor hinein. Dort ging er von einem zum andern, blickte jedes mit seinen klugen, schwarzen Augen an, als wollte er sagen: „Was ist denn geschehen, daß ihr Alle so traurig seid? Warum trägt man meinen Herrn fort und warum gebet ihr es zu?“ Auch an dem Papagei ging er nicht vorüber, ohne ihn fragend anzuschauen.

Dieses boshafte Thier hatte übrigens früher den alten aufrichtigen Hektor öfters geneckt, ihm zugerufen wie sein Herr: „Kusch dich“ und ähnliches, aber heute war auch es ernst gestimmt, und als Hektor an ihm vorüber kam, rief es: „Er ist todt, mein Gott! er ist todt.“ Diese Worte hatte es von der Wittwe Werner mehrmals gehört und schwätzte sie nun nach.

Beim Leichenzuge auf den Gottesacker ging Hektor neben dem Wagen her, und als die Todtengräber den Sarg in's Grab gesenkt, ihn mit Erde bedeckt und sich entfernt hatten, näherte er sich dem Grabhügel und fing an seinen Herrn wieder auszuscharren. Seine Herrin, sowie Heinrich und Emma wollten, als sie nach Jakobsthal zurückkehrten, das treue Thier mitnehmen; allein sie mußten ohne dasselbe heimkehren. Auch des Nachts über blieb es draußen, und als ihm Heinrich am andern Morgen sein Frühstück hinaus brachte, hatte es eine Menge Erde herausgescharrt. Es lief seinem jungen Freunde, der es rief, entgegen, zeigte viele Freude, verschmähte aber jede Nahrung und kehrte nach dem Grabe zurück. Vergebens

versuchte Heinrich, das treue Thier mit sich zu bringen. Seine Anstrengungen blieben fruchtlos, und er kehrte allein zu den Seinigen zurück. So dauerte es mehrere Tage, bis Heinrich eines Morgens seinen alten Freund Hektor auf dem Grabe seines Vaters todt fand. Der Schmerz um seinen Herrn, Hunger und Anstrengung hatten ihn getödtet.

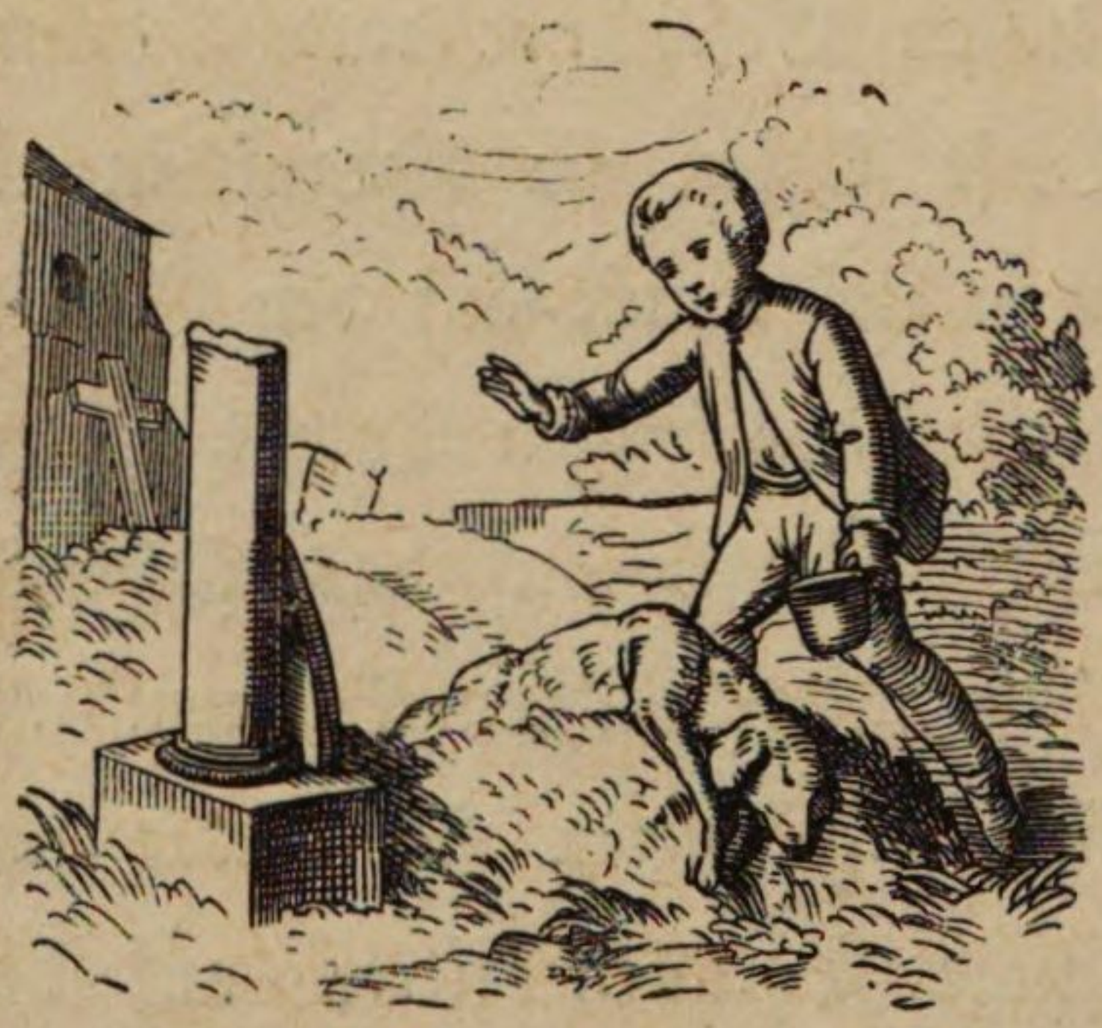
Neuntes Kapitel.

Abschied von Jakobsthal. Die neue Wohnung.

Nach einigen Tagen nahm die Mutter ihre drei Kinder mit sich in den Garten und grub mit ihnen die schönsten Gesträuche und Blumen aus der Erde. Diese setzten sie hierauf in ein Körblein und begaben sich damit auf den Gottesacker, wo die Ueberreste ihres seligen Vaters ruhten. Sie ordneten den Grabhügel auf das Schönste und pflanzten dann die mitgebrachten Blumen und Gesträuche ein. Hierauf knieten sie nieder und beteten, und reichliche Thränen fielen auf den Grabhügel nieder. „Ich lege es euch an's Herz, liebe Kinder," sprach die Mutter, „das Grab eures seligen Vaters mit Sorgfalt zu hegen! Die

Mühe, die man sich gibt, um es auszuschmücken, ist ein Beweis, wie man den Verstorbenen geliebt und geachtet. Ja, manchmal kann man nach den Gräbern der Eltern schließen, ob die Kinder dankbar sind, oder nicht! Du, Heinrich, wirst täglich die Gewächse begießen, und du Emma hast darüber zu wachen, daß kein Unkraut in dieser heiligen Erde aufkommt."

Heinrich hatte einen der Arbeiter ersucht, seinen todten Hektor vom Gottesacker abzuholen, was dieser auch mit Bereitwilligkeit that. Sie gruben hierauf auf dem Hügel hinter dem Hause eine



Grube und legten das treue Thier hinein, das zu einem Gerippe abgemagert war. Auf seinem Grabhügel errichtete alsdann Heinrich einen Stein, den er herbei schleppte und grub in denselben mit seinem Messer die Worte ein: „Hier ruht der treue Hektor." Emma und Rosa war bei diesem

Begräbniß zugegen gewesen. Heinrich namentlich war dem Hunde mit ganzer Seele zugethan, denn derselbe hatte ihn, als er, ein Knabe von sechs Jahren, unvorsichtiger Weise in den Bach gefallen war, glücklich herausgezogen. Auch hatte das Thier ihnen durch seine Kunststücke, die es machen konnte, nicht wenig Freude bereitet.

Indessen kam ein Schreiben aus der Stadt von dem Verwalter der gräflichen Güter an die Wittwe Werner, in welchem derselbe ihr eröffnete, daß mit nächster Woche ein neuer Hüttenverwalter in Jakobsthal eintreffen werde. Er ersuche sie deßhalb bis dahin sich um eine andere Wohnung umzusehen. Der gnädige Herr habe befohlen, ihr so und so viel vierteljährlich als Wittwenpension auszubezahlen, behalte sich aber vor, später, wenn wieder ruhigere Zeiten eingetreten seien und er wieder in den Besitz all' seiner Güter gelange, die gegenwärtig theilweise

in den Händen der Feinde sich befänden, diese Pension nicht nur um ein Bedeutendes zu erhöhen, sondern auch für das Fortkommen und die Erziehung ihrer Kinder Sorge zu tragen!

So sehr die Mutter Aline einerseits über das gnädige Schreiben des Grafen erfreut war, so schmerzte sie doch der Gedanke, ihr Haus und namentlich das Gärtchen, das ihnen Allen so lieb geworden war, zu verlassen. Seit vierzehn Jahren hatte sie da so glücklich gelebt, hatte das Thal und die Leute so lieb gewonnen und nun sollte sie auch dieses Glückes beraubt werden. Dieser Gedanke preßte ihr schmerzliche Thränen aus. Allein sie sah wohl ein, daß sich die Sache nicht anders machen ließe. Es war nur eine Dienstwohnung in Jakobsthal vorhanden, die kaum für eine Familie hinreichend Raum bot, außerdem waren in Jakobsthal nur ärmliche, kleine Hütten, die Wohnungen der Arbeiter.

Eine gute Stunde jenseits des Berges, eine halbe Stunde von dem Dörfchen Buchheim entfernt, auf dessen Gottesacker der Verwalter Werner begraben lag, befand sich in einem kleinen Thälchen

ein einzelnstehendes, niedliches Häuschen. Es war früher die Wohnung eines Försters gewesen und stand jetzt leer. Es hatte nur ein Stockwerk mit drei freundlichen Zimmern, einer Küche, einem kleinen Keller einem kleinen Stalle mit Scheune. Zunächst um das Haus herum breitete sich eine Wiese aus, an welcher sich ein Buchenwald anschloß, aus dem man da und dort einige Tannen oder eine Felsenspitze emporstehen sah. Ein klares Bächlein schlängelte sich durch die Wiesen dahin und verlor sich dann murmelnd in dem Gebüsche des nahen Waldes.

Dieses kleine Anwesen ward zum Verkaufe ausgeschrieben. Es gehörte einem mit dem Grafen von Hochberg verwandten Barone. Die Werner'sche Familie hatte jederzeit eine große Mäßigkeit an den Tag gelegt, war bescheiden in Kleidung und Wohnung und hatte sich dadurch eine kleine Summe erspart. Und wie die Wittwe Werner vom Verkaufe jenes Anwesens hörte, beschloß sie, es käuflich an sich zu bringen

Sie kannte es genau, denn sie hatte die Familie des Försters früher öfters besucht, auch entsprach es ganz ihrer Stimmung und ihrem Geschmacke. Da in der Einsamkeit konnte sie am besten an Gott denken; da konnte sie sich die glücklichen Tage in's Gedächtniß zurückrufen, wo ihr Gemahl noch lebte; da konnte sie am besten die Erziehung ihrer Kinder überwachen; sie durfte nicht befürchten, daß sie bei andern, weniger gut erzogenen, Kinder Böses sähen und lernten.

Deßhalb schrieb sie dem gräflichen Verwalter nach der Stadt, er möchte ihr zur Erwerbung genannten Anwesens, welches wir die Einsamkeit oder Solitude nennen wollen, behilflich sein. Dieser that die nöthigen Schritte und benachrichtigte die Wittwe Werner, daß sie Haus und Wiese um den Preis haben könne. Der Handel ward abgeschlossen.

Die Wiese, welche das Haus umgab, war so groß, daß mit ihrem Futter gut eine Kuh ernährt werden konnte. Die Baarschaft der Wittwe reichte gerade noch hin, eine solche zu kaufen. Sie beauftragte damit einen zuverläßigen Arbeiter,

der sich dieses Auftrages auch mit vieler Einsicht entledigte.

Der Tag war herangebrochen, wo die Familie des seligen Verwalters von Jakobsthal weg auf die Solitude ziehen sollte. Ein Wagen, beladen mit Hausgeräth, setzte sich dahin in Bewegung. Hinter dem Wagen ging die Kuh her, welche diese Familie auf der Solitude größtentheils ernähren sollte. Vor dem Hause hatten sich nicht nur die Arbeiter, sondern auch ihre Frauen und Kinder eingefunden, um von der guten Frau, die die Mütter und Jungfrauen in so Manchem belehrte und unterwies, die sie an Reinlichkeit und Sparsamkeit gewöhnte, die den Kindern so manche Freude mit Früchten und Beeren machte, die in ihrem Garten wuchsen, Abschied zu nehmen. Sie drückten alle der geliebten Frau die Hände und sagten ihr Dank für Alles, was sie ihnen gethan. Sie wünschten ihr schluchzend alles erdenkliche Gute. Selbst die Männer, von denen mehrere die gute Frau bis auf die Solitude begleiteten, um ihr beim Abladen der Geräthschaften und Einrichtung ihres kleinen Hauswesens behilf-

lich zu sein, zerdrückten vor Schmerz eine Thräne im Auge.

Heinrich hatte noch einmal das Grab seines geliebten Hektors besucht, da kam er weinend herunter und gab seinen Kameraden aus Jakobsthal, die öfters mit ihm gespielt, die Hand. Ebenso machte es Emma und Rosa ihren Gespielinen und Freundinen gegenüber.

Die Mutter trug in einem Armkorbe einige Blumen-Zwiebeln und Setzlinge zu Gemüsen, die sie aus ihrem Gärtchen gezogen hatte. Emma führte ihr kleines Schwesterlein an der Hand und Heinrich trug den Papagei, der sich verwundert in seinem Käfige hin- und herbewegte. Sie schlugen einen Fußweg über das Gebirge ein, der erst eine Strecke weit das Thal entlang, dann einen steilen Abhang hinauf führte.

Auf dem höchsten Punkte angekommen, setzte sich die wandernde Familie nieder, um etwas zu rasten. Sie sahen von hieraus hinunter in das Thal zu ihren Füßen; sie sahen Jakobsthal und ihre Wohnung. Schweigend blickte eines das andere an, als wollte es sagen: „Ist es möglich,

müssen wir unsere liebe Heimath verlassen, oder ist Alles dies nur ein Traum?“ Aber es war kein Traum! —

Die Mutter gab ein Zeichen, und der kleine Zug setzte seinen Weg fort. —

Zehntes Kapitel.

Auf der Solitude.

Die kleine Familie fühlte sich in ihrer neuen Wohnung bald heimisch. Es gab auch vollauf zu thun, um Alles in gehörige Ordnung zu bringen, und über die Beschäftigung vergaßen sie den Schmerz. Die Mutter und Emma hatten neben dem Häuschen ein kleines Gärtchen angelegt und die mitgebrachten Blumen, Gesträuche und sonstige Gewächse darein gepflanzt. Heinrich hatte vollauf mit der Kuh zu thun. Da mußte er sie auf die nahe Waide führen, oder ihr Moos holen zu einer Streu, oder von der Wiese Gras hereinschaffen und sie füttern. Manchmal schickte ihn die Mutter auch in das Wäldchen, um dürre Reiser einzusammeln. Der Verbrauch von Holz

war nämlich auf der Eisenschmelze sehr groß, und die Holzpreise in der ganzen Gegend sehr hoch. Mutter Aline sah nun bald ein, daß es ihr nicht möglich sein werde, in Zukunft das Holz für ihren kleinen Haushalt zu kaufen. Sie bat deßhalb auch den Holzwart, ihr zu erlauben, im nächsten Walde die dürren Reiser einsammeln zu dürfen, was dieser gerne erlaubte, denn er war ein herzensguter Mann. Da blieb Heinrich manchmal zu lange aus und wurde deßhalb von seiner Mutter getadelt. Wenn er nämlich ein Eichhörnchen sah, lief er ihm nach und wollte es fangen. Aber das behende Thierchen kletterte schnell auf einen Baum und sah dann von seinem sicheren Sitze herunter, als ob es sagen wollte: „Gelt, du kriegst mich nicht.“ Heinrich wollte nun manchmal warten, bis es von selbst vom Baum herunter käme; allein dies war vergebene Mühe; denn wenn das kleine Thier lange genug auf einem Baum verweilt hatte, sprang es auf einen andern hinüber, mochte er zehn, zwanzig oder manchmal gar mehr Fuß entfernt sein, und Heinrich verlor es zuletzt doch aus den Augen.

Die Mutter versäumte nichts, damit sie dem nächsten Winter ohne Besorgniß entgegensehen konnte. Sie hatte das Gras auf der Wiese abmähen lassen, gedörrt und nach Hause gebracht. Es war hinreichend, das Thier zu überwintern. Von den Früchten und Gemüsen ihres Gärtchens trocknete sie für den Winter, was sie entbehren konnte. Auch versäumte sie es nicht, an schönen Tagen mit ihren Kindern in den Wald hinauszugehen, und mit ihnen dürre Aeste und Reiser aufzulesen, die sie dann in kleinen Büscheln zusammenbanden und nach Hause trugen. Bei regnerischem Wetter aber unterwies sie Emma und Rosa in weiblichen Arbeiten oder ließ sich bei den häuslichen Geschäften helfen. Heinrich las dann aus einem Buche vor, oder schrieb etwas auf die Tafel, was ihm seine Mutter diktirte. Manchmal aber entwischte er auch, trat hinaus an den Bach, der vom Regen angeschwollen war und vergnügte sich damit, ein Schifflein aus einer großen Baumrinde gemacht und mit einem Segel versehen, darauf schwimmen zu lassen. Oefters grub er auch vom Bache aus einen kleinen Kanal, leitete

Wasser hindurch und errichtete ein Mühlenrad, das er sich zu diesem Zwecke gemacht hatte.

Das Dörflein Buchheim, das eine gute halbe Stunde unten im Thale lag, hatte einen guten Lehrer. Es war ein noch junger Mann, der sich durch Kenntnisse, Gottesfurcht und Eifer in seinem Berufe auszeichnete. Jedermann lobte seine Strenge, welche mit Milde abwechselte und mit Herzensgüte gepaart war. Zu diesem Manne faßte auch Mutter Aline ihr Zutrauen und bat ihn, einige Male wöchentlich nach der Solitude zu kommen, um ihre Kinder zu unterrichten. Der junge Mann that es mit der größten Bereitwilligkeit, obwohl er keinen großen Lohn zu hoffen hatte. Die Kinder freuten sich immer auf den Tag, wo Herr Schmied, so hieß der Lehrer, bei ihnen eintreffen sollte. Er wußte ihnen immer so viel Schönes vom lieben Gott, von dem Jesukind, von den Heiligen zu erzählen. Er zeigte ihnen in einem Buche, das er mitbrachte, unbekannte Thiere, und sagte ihnen das Nöthigste darüber. War die Unterrichtsstunde vorbei, nach welcher sie ihren Lehrer noch eine kleine Strecke Weges

begleiteten, so machte er sie auf Pflanzen aufmerksam, die sie vorher unbeachtet stehen ließen; er sagte ihnen den Namen von Insekten und Vögeln, die sie gerade zu sehen bekamen. Und wenn dann der junge Mann seinen kleinen Freunden die Händchen zum Abschiede drückte, sahen sie ihn mit ihren unschuldigen Augen an, als wollten sie sagen: „Komm' bald wieder!"

Die Elternliebe ist natürlich und schön; die kindliche Liebe ist natürlich und geboten; die Liebe der Kinder zu ihrem Lehrer und Erzieher ist die erhabenste — sie ist rein geistiger Natur. Der Lehrer wird nur geliebt, weil er sich die Liebe zu erwerben weiß, weil er das kindliche Herz an sein Herz hinzieht; weil seine Seele gleichsam in den Seelen der Kinder aufgeht!

So haben auch die hochgestelltesten Leute ihre Erzieher jederzeit in Ehren gehalten, und von Einigen, welche sich gegen dieselben undankbar, lieblos und grausam zeigten, wird die Geschichte nur mit Abscheu und Widerwillen sprechen. Zum Belege der ersten Behauptung führe ich die Königin Louise von Preußen an. Einst kam ihr ehemaliger

Schreiblehrer nach Berlin und wollte seine vormalige Schülerin auch sehen. Er ließ sich im Schlosse anmelden, ward vorgelassen, und die Königin empfing ihn mit der größten Herablassung und Freundlichkeit. Sie erkundigte sich nach seinem Befinden, und als der König in das Gemach trat, stellte sie ihn demselben mit den Worten vor: „Siehe, lieber Mann, mein ehemaliger Lehrer!“ Da wandte sich der König huldreich nach dem alten Manne und grüßte ihn auf's Freundlichste. Hierauf sprachen der König und die Königin etwas leise miteinander, der König nickte, und die Königin trat zu dem Manne und lud ihn zum Mittagessen ein. Der gute alte Mann hätte sich dadurch überreichlich belohnt gehalten für die Mühe, die er sich genommen, seine hohe Schülerin zu besuchen. Allein wir sind noch nicht am Ende. Nach dem Essen langte der König eine Rolle Dukaten aus seinem Schreibtische hervor und reichte sie dem Lehrer seiner Gemahlin, weil er sich so viele Mühe gegeben und so viel Geduld gehabt habe mit seiner Schülerin. Der Schreiblehrer konnte keine Worte des Dankes

hervorbringen, sein Herz war gerührt und seine Augen liefen über.

In Rom lebte einst der Kaiser Nero, dessen Name aus der Christenverfolgung genugsam bekannt ist. Dieses Scheusal ließ die Stadt Rom anzünden und ergötzte sich an diesem Schauspiele. Nachher beschuldigte er die Christen der Brandstiftung und verfolgte sie auf das Entsetzlichste. Er ließ seine eigene Mutter hinrichten und andere Anverwandte tödten.

Dieser Mensch hatte einen weisen Lehrer, der Seneca hieß, und viele wissenschaftliche Werke schrieb. Er ward seinem Schüler, dem er stets frei und offen die Wahrheit sagte, unbequem, und dieser verurtheilte ihn deßhalb zum Tode. Seneca mußte sich selbst im Bade die Adern öffnen und starb als Weiser. Es finden sich übrigens wenige derartige Beispiele in der Geschichte.

Kehren wir wieder auf die Solitude zurück. Die ganze Berggegend war im höchsten Grade reich an gewürzigen und heilsamen Kräutern. Nirgends wurden bessere Käse bereitet, als gerade in der Gegend. Ja an schönen Sommertagen kamen

manchmal Leute aus der Stadt, welche sich von der erfrischenden, fetten Milch und dem schmackhaften Käse geben ließen. Auch ein Arzt aus der Nachbarschaft hielt sich jährlich mehrere Wochen in der Nähe auf, um Arzneikräuter einzusammeln, deren es in Menge gab. Einmal hatte dieser, müde und erhitzt, in der Hütte der Wittwe ein kühles Plätzchen zum Ausruhen und einen Trunk Milch zur Stillung seines Durstes gesucht, was ihm natürlich bereitwilligst gewährt wurde. Nachdem der Herr sich erquickt hatte, schaute er die Kinder, die umherstanden, freundlich an und sprach: „Liebe Kinder, wenn ihr arbeiten und fleißig sein wollt, so könnt ihr eurer Mutter ein schönes Stück Geld verdienen! Seht, dies Kräutlein gibt den Saft zu einer der wichtigsten Arzneien her. Wer sollte es glauben, wenn es so dasteht, bescheiden in seiner gelben Kleidung, und doch ist dem so. Ihr könnet es ebenso gut einsammeln, als ich, und wenn ihr es im Schatten getrocknet und davon ein Pfund beisammen habt, zahle ich euch zwölf Kreuzer; wollt ihr das?“ Die Kinder klatschten vor Freude in die Hände und riefen: „Ja, ja, wir wollen

für Euch Kräuter in Menge sammeln und recht schön trocknen, daß Ihr gewiß mit uns zufrieden seid"! Der Arzt bemerkte hierauf, daß er in etwa acht Tagen wieder da vorbeikommen werde, um ihren Vorrath von Kräutern mitzunehmen, und verabschiedete sich.

„Wie gut ist doch der liebe Gott", sprach die Mutter, als der Fremde fort war, „wie sorgt er so liebreich für uns. Er hat diesen Mann in unsre Hütte geführt, damit er uns

helfe. Vertrauen wir ganz auf ihn, er wird uns immer zur Seite stehen und uns nie verlassen."

Die Kinder aber gingen hinaus und begannen auf einem sonnigen Raine Kräuter zu pflücken und sorgfältig in ein Körbchen zu legen, das sie mitgenommen hatten.

Elftes Kapitel.

Der Pilger.

An einem schönen Herbstmorgen, als die Mutter Aline wie gewöhnlich sehr frühe aufgestanden war, weckte sie ihre Kinder, welche noch sanft schlummerten. „Verrichtet euer Morgengebet, liebe Kinder," sprach sie, „und kleidet euch rasch an; das Frühstück ist bereit! Wir wollen heute unser Tagewerk früh beginnen und recht viel dürres Holz zusammen lesen! Auch werden wir über Mittag draußen bleiben und Milch und Brod in einem Körbchen mitnehmen. Die Kinder erhoben sich alsbald, kleideten sich an, sagten ihre Gebete her, wuschen sich Gesicht und Hände und kämmten ihre Haare. Bald waren alle bereit und begaben sich auf den Weg.

Im Walde angekommen, fingen die Mutter und Heinrich an, dürre Reiser zusammen zu lesen,

während Emma und Rosa Kräuter sammelten und behutsam in ein Körbchen legten. Sie fanden zu ihrer großen Freude eine Menge derselben, welche namentlich an schattigen Plätzen, zwischen hohen Felsen, gerne wuchsen.

Die Sonne stand hoch am reinen, wolkenlosen Himmel und sandte ihre heißen Strahlen zur Erde nieder. Hin und wieder hörte man ein Alpenhorn, womit der Hirte seine satte Heerde in den Schatten zur Mittagsruhe einlud. Von den Sennhütten sah man Rauch aufsteigen, ein Beweis, daß es Mittag sei. Die Mutter Aline kam mit einem Büschelchen Reisholz herbei und legte es auf den bereits errichteten Stoß. Hierauf setzte sie sich in den Schatten einer Buche nieder, langte aus einem Korbe Brod, eine steinerne Flasche und eine irdene Schüssel nebst drei blechernen Löffeln hervor, goß die Milch in die Schüssel und brockte das Brod darein. Das Mittagsmahl stand bereit. Dann rief sie mit lauter Stimme ihre Kinder herbei.

Zuerst erschien Heinrich mit einem ziemlich großen Büschel Reisholz und fragte die Mutter,

ob sie wohl mit ihm zufrieden sei. Die Mutter lobte seinen Fleiß. Da nahm er lächelnd ein Sträußchen frischer Heidelbeeren von seinem Strohhute und überreichte es seiner Mutter. Heinrich wischte sich den Schweiß von seiner Stirne und setzte sich in den Schatten nieder.

„Siehst du", sprach die Mutter, „wie gut Gott ist, und wie weise er Alles eingerichtet hat! Am schwülen Tage geben uns diese grünen, belaubten Bäume kühlen Schatten; und kommt der rauhe Winter, so liegt in den dürren, abgefallenen Zweigen das wärmende Feuer für uns bereit. Wunderbar hat Gott die Feuerflamme mit ihrem Glanze und ihrer Wärme in dem Holze versteckt und gleichsam festgebunden, daß wir die Flamme, ohne auszubrennen, heimtragen, und sobald wir sie nöthig haben, aus dem Holze hervorlocken können."

Indessen kam Emma mit einem Korbe voll Kräuter auf dem Kopfe herbei und führte die kleine Rosa, die auch ein Körblein mit Kräutern am Arm hatte, an der Hand. Die Freude strahlte beiden Kindern aus dem Gesichte, denn sie hatten ja für ihre gute Mutter wieder einige

Kreuzer verdient. Nachdem sie ihre Körbchen zur Erde gestellt hatten, überreichte Emma der lieben Mutter ein Sträußchen Himbeeren, die ersten, die sie fand, und Rosa ein kleines Blumen=sträußchen. Die Mutter empfand eine große Freude an diesen Beweisen der kindlichen Liebe und dankte ihnen auf das Herzlichste. „Aber, setzt euch jetzt in den Schatten nieder und esset zu Mittag," sprach sie, „an Hunger und Durst wird es euch gewiß nicht fehlen!" Die Kinder ließen es sich nicht zwei Mal sagen und setzten sich um die Schüssel herum.

„Wir wollen doch unser Milchliedchen singen, bevor wir essen," bemerkte Heinrich. „Thut es, Kinder," sprach die Mutter; „Gesang ist auch ein Gebet und gefällt Gott dem Herrn. Er erheitert unser Gemüth und macht unsere Herzen milder und sanfter." Die Kinder falteten dann ihre Hände und sangen mit hellen Stimmen:

Vater, deine Gabe
Ist dies Milchgetränk;
Mild und freundlich labe,
Gott, uns Dein Geschenk!

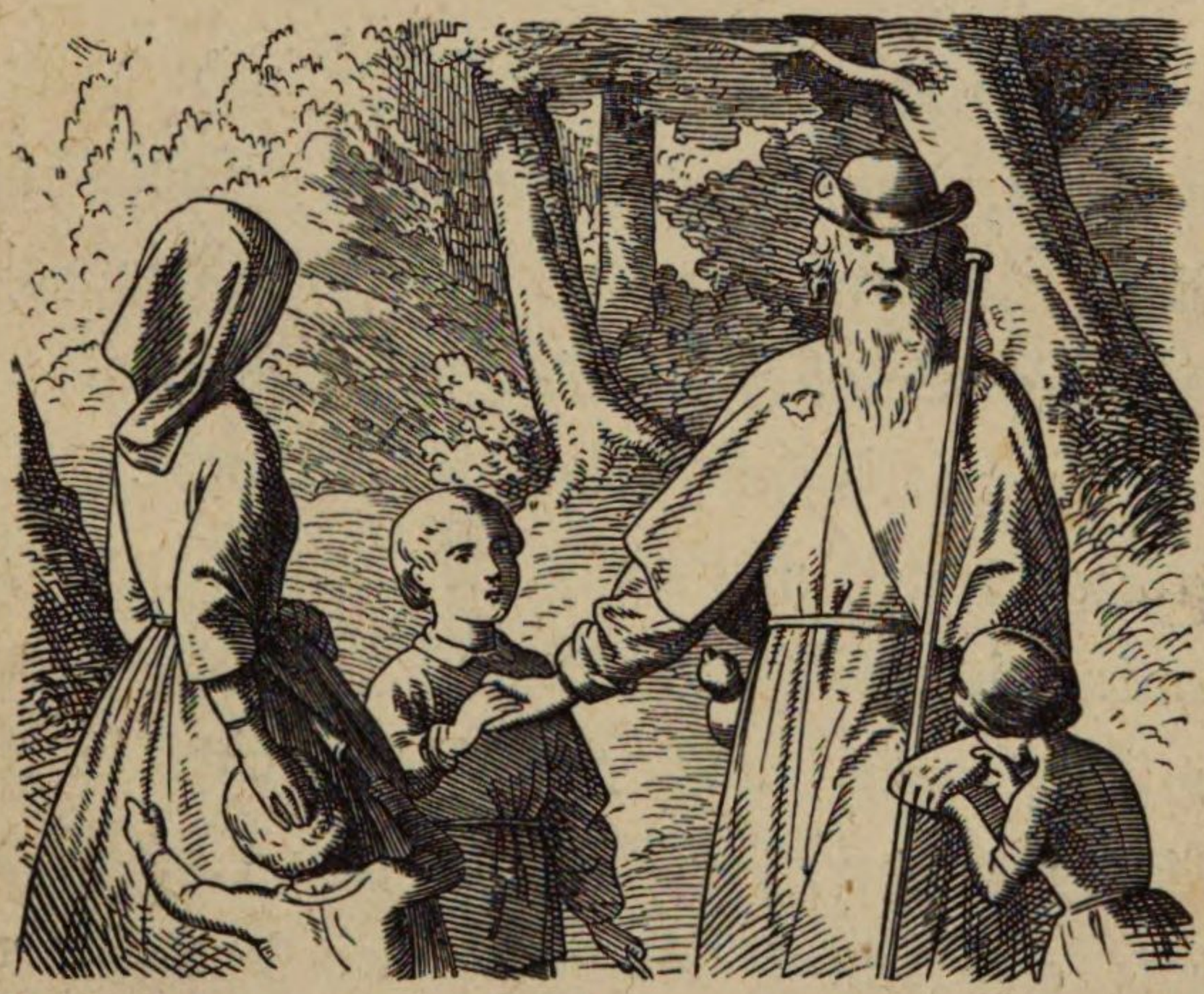
In der reinen Schale
Glänzt die Milch wie Schnee,
Und im Blumenthale
Grünet Gras und Klee.

Väterlich und weise
Giebst du Brod dazu;
Diese unsre Speise —
Segne, Vater, Du!

Da nur drei Löffel vorhanden waren, wollte Jedes den seinen der Mutter geben. Rosa bat, ihr neues Löffelein zu nehmen; Heinrich wollte die Mutter für sich essen lassen, bis sie sich entschloß, aus jedem ein wenig zu genießen, womit die Kinder sich zufrieden gaben.

„Wer kommt dort!“ rief auf einmal Heinrich, und zeigte auf einen Mann, der den Fußsteig herauf kam. Alle sahen hin und verwunderten sich über den sonderbaren Anzug. Es war ein Pilger, ein ältlicher Mann mit weißen Haaren, aber noch blühenden Wangen; sein langer weißer Bart hing ihm bis auf die Brust herab; er war in ein braunes, weites Pilgergewand gehüllt, über das er einen kurzen Pilgermantel trug. Sein

Hut war auf beiden Seiten aufgeschlagen, und in der Hand führte er einen langen, weißen Pilgerstab. Hut und Mantel waren mit Muscheln geziert; seitwärts an dem Gürtel war eine Kürbißflasche befestigt. Rosa fürchtete sich vor dem fremden Mann und schmiegte sich ängstlich an die Mutter. Der Pilger war nahe getreten und sprach mit würdigem Tone: „Grüß euch Gott, ihr Lieben



und Gottes bester Segen sei mit euch!“ Dann wandte er sich besonders zu Rosa und fuhr fort: Fürchte dich nicht, liebes Kind; ich bin

ein armer Pilger, der eine große Wallfahrt nach Rom macht und thue keinem Menschen etwas zu leide. Ich habe mich im Gebirge verirrt und werde von Hunger und Durst geplagt. Seid deßhalb so gut und gebt mir einen Bissen Brod und ein wenig Milch, um meinen Hunger zu stillen und meine schmachtende Zunge zu laben. Die Flasche da an meiner Seite ist ganz leer."

Es hatten sich Alle erhoben und grüßten den Pilger auf das Ehrerbietigste. Emma und Heinrich küßten ihm die Hand, Rosa aber hatte ihre Scheu noch nicht ganz abgelegt und wich keinen Schritt von der Mutter. Der Fremde legte nun auf die Einladung der Mutter seinen Hut, Mantel und Stab ab und setzte sich auf eine Felsenbank in den Schatten nieder, während Emma eine Trinkschale aus dem Korbe genommen und sie, mit Milch gefüllt, dem Pilger vorsetzte. Auch brachte ihm Heinrich ein Stück Brod, welches derselbe dankbar annahm und dem Geber freundlich die Hand drückte.

Während die Kinder das bescheidene Mahl verzehrten, unterhielt sich die Mutter mit dem Pilger. Er verwunderte sich darüber, wie eine Frau von diesem Anstande, von dieser Bildung, genöthigt sei, in dieser Wildniß Holz zu sammeln und befragte sie darüber. Aline erzählte ihm nun ihre ganze Lebensgeschichte, was den Pilger so rührte, daß ihm einige Thränen über die Wangen herunter liefen. „Gute Frau," sprach er dann, „Ihr habt allerdings viel ausgestanden, doch seid Ihr nicht so unglücklich als Ihr denkt. Ihr habt Euren Gemahl verloren, den Ihr zärtlich liebtet, es war ein ungeheurer Verlust! Ihr mußtet Euer Haus verlassen, das Euch so lieb geworden, auch dies muß sehr schmerzlich für Euch gewesen sein! Allein Euch ist noch etwas geblieben, das Euch trösten kann — es sind Eure lieben Kinder. Aus diesem Gebüsche hier habe ich Euch einige Minuten lang belauscht, ohne daß Ihr es merktet. Da habe ich nun gesehen, wie lieb Euch Eure Kinder haben. Verzaget nicht, sie werden der Stab und die Stütze Eures Alters, Eure Freude und Euer Trost sein. Ich habe auf meiner

Wanderung durch das Gebirge viel Herrliches gesehen! Hohe, prachtvolle, von Gottes Allmachtshand aufgethürmte Felsen und liebliche, blumenreiche Thäler; milchweiße Wasserfälle, mit darüber schwebenden Regenbogen; jene schneebedeckten Berge dort, die bald im Rosenlichte des Morgens, bald von der untergehenden Sonne vergoldet, hoch zum blauen Himmel emporragen. Allein in der ganzen Natur gibt es wohl nichts Schöneres, als der Anblick der mütterlichen und kindlichen Liebe, der mir hier zu Theil ward."

„O Ihr seid eine glückliche Mutter und im Vergleiche zu Euch bin ich ein armer, unglücklicher Mann." Nach diesen Worten verbarg er sein Gesicht mit beiden Händen und seufzte tief. Die Mutter und ihre Kinder blickten den armen Mann mitleidig an. Da näherte sich Heinrich der Mutter und flüsterte ihr zu: „Wir wollen ein Liedchen singen, vielleicht freut es den armen Mann!" „Ja singt nur, liebe Kinder," erwiederte die Mutter, „euer unschuldvoller Gesang wird sein Gemüth erheitern. Stimmt euer Dankliedchen für Milch und Brod an!"

Da sangen die Kinder mit hellen Stimmen:

Dank für deine Gaben,
Dank für Milch und Brod,
Die so mild uns laben,
Dank dir, lieber Gott!

Milch erfrischt die Säfte,
Ist der reinste Trank,
Gibt uns neue Kräfte —
Schöpfer, habe Dank!

Daß sie nie uns fehle
Mache, guter Gott!
Rein bleib unsre Seele —
Und die Wange roth.

Zwölftes Kapitel.

Freudige Ueberraschung, oder das großmüthige Geschenk.

Während die Kinder sangen, legte der Pilger unbemerkt mehrere Goldstücke in die Trinkschale und stellte sie auf einen Felsen, und nach dem der Gesang beendigt war, erhob er sich, lobte den schönen Gesang der Kinder, reichte Allen der Reihe nach die Hand, dankte der edlen Frau für ihre Gastfreundschaft und sprach: „Lebt wohl, gute Mutter, liebe Kinder und Gott sei mit euch!“

Mit Thränen in den Augen hatte sich der Pilger entfernt. Die Mutter und ihre Kinder unterhielten sich längere Zeit von ihm. „Dem armen Manne liegt gewiß ein schwerer Kummer auf dem Herzen, der liebe Gott wolle ihn trösten!“ sprach die Mutter. Sie hatte alsdann noch eine

Menge Fragen zu beantworten, welche die Kinder an sie stellten. Das Eine fragte, ob es weit nach Rom wäre, wohin der Pilger gehen wolle. Das Andere wollte wissen, woher der Mann die hübschen Muscheln an seinem Hute habe und warum er einen so langen Stab in der Hand trüge. Auch wünschte Heinrich, daß ihm die Mutter recht viel von Rom erzähle. Sie beantwortete alle diese Fragen, so gut es ihr möglich war und erzählte ihren Kindern dann von den ersten Christen in Rom, von den Apostelfürsten Petrus und Paulus und ihrem Martyrertod; von den Katakomben, welches unterirdische Gänge und Gewölbe sind, wo die Christen während der Verfolgungen Gottesdienst hielten und auch begraben wurden.

Die Kinder hatten stillschweigend und aufmerksam der lieben Mutter zugehört, und als diese aufstand und sie aufforderte das Tagwerk fortzusetzen, hätten sie gewünscht, daß die Erzählung noch ein Weilchen gedauert hätte. Emma suchte nun die Geschirre zusammen, um sie unten am Bächlein auszuspülen und dann in den Korb zu legen. Und wie sie die Trinkschale, aus welcher

der Pilger gegessen hatte, vom Felsen herunterlangte, sah sie auf dem Grunde etwas glänzen und rief erstaunt: „Was ist das? Mutter! Mutter! sieh, was in dieser Schale liegt! Mehrere Goldstücke!“ Die Mutter kam herbei, nahm die Goldstücke heraus und sprach mit freudigem Erstaunen: „Wirklich zehn Dukaten, ein wahrhaft fürstliches Geschenk! Wer mag doch wohl dieser Pilger sein — er kommt mir sehr geheimnißvoll vor.“ Heinrich und Rosa waren auf

das Freudengeschrei ihrer Schwester Emma auch herbeigesprungen und betrachteten verwundert das Gold. Jedes wollte ein Stück in die Hand nehmen und es besehen. Rosa bat sogar, ihr eines zu schenken, um es an einem schönen rothen Bändchen um den Hals zuhängen. Allein die Mutter bemerkte ihr, dazu sei ein solches Stück Geld zu kostbar. „Die Goldstücke,“ sprach sie, „sind uns ein Nothpfennig

für viele Jahre. Wir können nun dem Winter getrost entgegen sehen; denn mit einem Stück werden wir das Korn kaufen, welches uns noch mangelt; und mit einem zweiten schaffe ich euch die so nöthige, warme Winterkleidung an.“ Damit waren die Kinder alle wohl zufrieden und hüpften vor Freuden. Heinrich wollte dem Pilger nacheilen, um ihm für das prächtige Geschenk zu danken. Aber dieser hatte sich seitwärts in's Gebüsch gewandt, um ihnen den Dank zu ersparen.

Emma verwunderte sich darüber, warum der Pilger so unglücklich sei und selbst gesagt habe, er sei ein armer Mann, da er doch gewiß ein steinreicher Mann sein müsse. Die Mutter aber erwiederte: „Nicht die volle oder leere Tasche, nicht die reichlich gefüllte oder ausgeleerte Geldkiste macht reich oder arm, sondern einzig das Gemüth. Der gute Mann, der uns eben verließ, ist arm an Freuden, sein Gemüth ist tief betrübt. Wir sind bei all unserer Armuth glücklicher als er. Wir wollen Gott danken, daß Er uns durch ihn eine so reichliche Hülfe bereitete,

und ihn bitten, er möge unsern Wohlthäter dafür segnen und sein Gemüth erheitern.

Alle falteten andächtig die Hände, blickten zum Himmel empor und die Mutter betete mit andächtiger Stimme: „Lieber Vater im Himmel! Wir danken Dir, daß Du diesen guten fremden Mann uns zugeschickt, der uns eine so große Wohlthat erwiesen! — Du siehst jede gute That, — und keine Thräne fällt Dir unbemerkt zur Erde! O segne — segne unsern Wohlthäter — und trockne seine Thränen!"

Nach diesem Gebete machten sich Alle wieder an die Arbeit. Die Mutter und Heinrich sammelten dürre Zweige, Emma und Rosa gingen hinunter an das Bächlein, um die Geschirre zu reinigen. Nachdem dies geschehen, nahmen sie ihre Körblein, um wieder Kräuter zu sammeln, die gerade in vollster Blüthe standen und nirgends so häufig wuchsen, als in jener Gegend des Waldes.

Wie groß und herrlich ist doch Gott! Wie hat Er Alles so wunderbar und weise eingerichtet! Er offenbart sich in dem kleinsten, unscheinbaren Kräutlein ebenso gut, Er zeigt sich darin ebenso

groß und herrlich, als in der Tanne, die ihre Spitze zum Himmel emporhebt, oder in der mächtigen Eiche, die jedem Sturme Trotz bietet. Er zeigt uns seine Weisheit in der Eintagsfliege, die kaum geboren, schon wieder stirbt, ebenso gut, als in dem ungeheuren Elephanten, der über hundert Jahre lebt! In ein unscheinbares Kräutlein hat Er die Kraft gelegt, das entflohene Roth der Gesundheit wieder auf die bleiche Wange zurückzuführen, und kranke Menschen vom Rande des Grabes weg in's Leben zurück zu rufen. Seine geheime Heilkraft gibt manchem kranken Vater die Gesundheit wieder, schenkt manche holde Mutter ihren lieben Kindern wieder und fristet manchem zarten Kinde das süße, junge Leben. Dasselbe Kräutlein vielleicht erfreut uns durch seinen Wohlgeruch, womit es die Luft erfüllt, ergötzt uns durch das frische Grün seiner Blätter und die bunten Farben seiner Blüthen. Es bietet dem Bienchen und andern Insekten seinen Blüthenstaub zu Waben dar, seinen Saft zu Honig.

Wie groß ist Gott in dem unscheinbaren Kräutlein, das zu unsern Füßen blüht! —

Dreizehntes Kapitel.

Der Schlangenbiß.

Es war Nachmittags. Die Sonne am schönen, blauen Gewölbe des Himmels bewegte sich abwärts gegen Westen. Die Bäume fingen an, einen etwas längeren Schatten zu werfen. Die Vögel auf den Bäumen und in den Gebüschen, die während des schwülen Mittags geschwiegen, nahmen ihren Gesang wieder auf. Die Blumen und Kräuter, die traurig und müde ihre Köpfchen neigten, richteten sich wieder empor. — Die Hitze des Tages nahm ab.

Mutter Aline und ihre Tochter Emma waren bereits auf dem Sammelplatze eingetroffen, wo sie ihr bescheidenes Mittagsmahl verzehrten. Die Mutter band die auf einem Stoße liegenden dürren Aeste und Zweige in Büschel zusammen.

Emma saß auf dem grünen Moose, womit der Boden des Waldes wie mit einem weichen Teppiche bedeckt war. Neben ihr stand ein Korb voll blühender Kräuter, welche sie ordnete, indem sie gleiche zu gleichen legte, nachdem sie zuvor jedes welke, gelbe Blättchen sorgfältig davon abgepflückt hatte. Während dieser Beschäftigung sangen Beide, mit den Strophen abwechselnd, nachfolgendes Lied; die Mutter begann:

Im Morgengolde glühten
Der Bäume Laub und Blüthen
Und jedes Wölkleins Rand;
Die Mutter ging zum Garten,
Der Blumen da zu warten,
Ihr Malchen an der Hand.

„Sieh," rief das zarte Mädchen,
„Auf allen Blumenblättchen
Die Tröpflein hell und klar!
Sag', liebe Mutter, weinen
Vielleicht die holden kleinen,
Geliebten Blümchen gar?"

Die Mutter sprach: „O Mädchen,
So oft noch jedes Blättchen
Voll solcher Tropfen lag:

So brachten diese Thränen
Noch immer einen schönen
Und heitern Frühlingstag."

„Wird einst dein Herzchen bange,
Bethauen deine Wange
Auch solche Tröpflein, Kind!
Dann denk in Schmerz und Leiden,
Daß Thränen naher Freuden
Getreue Boten sind."

Indem Emma die letzten zwei Zeilen, der Melodie gemäß, wiederholen wollte, rief plötzlich die Mutter mit einem Schrei des Entsetzens: „O Gott sei mir gnädig und barmherzig! Ich bin ein Kind des Todes!" Wie nämlich die Mutter eine Handvoll dürre Aeste von dem Stoße wegnahm, und damit einen Büschel endigen wollte, hatte sich eine Schlange, die in den Reisern versteckt war, der Mutter um den Arm geschlungen und sich im Gelenke der Hand eingebissen. Der Biß verursachte einen stechenden Schmerz, ähnlich wie der von zwei kleinen, spitzigen Dornen, und die Mutter war auch der Meinung, es seien diese die Ursache, bis sie die Aeste aus der Hand legte

und das häßliche Thier um ihren Arm gewickelt erblickte.

Auf das Geschrei der Mutter eilte Emma herzu, und als sie die Schlange sah, brach auch sie in lautes Wehklagen aus.

Heinrich hatte den Schmerzensschrei der Mutter gehört und stürzte herbei, und sobald er das Thier erblickte, ergriff er es, schleuderte es an den Felsen und zertrat ihm den Kopf.

Hätte er doch dem giftigen Thiere einige Minuten früher den Garaus gemacht, jetzt war es zu spät! Der verhängnißvolle Biß war geschehen, und der Tod der Schlange konnte das Gift in der Wunde nicht unschädlich machen.

Die Mutter ward vor Schmerz und Schrecken todtenblaß und setzte sich auf eine Felsenbank und

ließ die Arme ermattet sinken. Da näherte sich ihr Emma, streifte den Aermel ein wenig zurück, um zu sehen, wo die Wunde sich befinde. Und richtig, etwas hinter dem Handgelenke waren zwei Tropfen Blut sichtbar, wie von zwei Nadelstichen herrührend, dort waren die beiden spitzigen Zähne der Schlange eingedrungen. Die arme Frau sah ihr nahes Ende voraus, denn sie wußte, daß der Biß einer giftigen Schlange tödtlich sei, wenn nicht schnell Hülfe herbeigeschafft würde. Und woher war Hülfe zu hoffen? Schmerzlich rief sie deßhalb aus: „O liebe Kinder, mit mir ist es geschehen. Ich muß sterben — für mich ist keine Rettung mehr.“ Welche Gedanken des Schmerzes und der Besorgniß werden bei ihrem herannahenden Tode die Brust der armen Frau bewegt haben! Was sollte aus ihren drei Kindern werden? Verwaist, ganz verlassen und allein standen sie nun in dieser weiten, weiten Welt. Was sollten sie beginnen ohne Vermögen, ohne Freund, ohne Verwandte!?

Da rief plötzlich Emma: „Gelobt sei Gott! Es ist Hülfe da! Heinrich, siehst du den Arzt

für den wir Kräuter pflücken dort unten im Thale. Er wäscht eben an dem Bächlein seine gesammelten Wurzeln. O eile! eile! spring! laufe und bringe ihn herbei! Sage ihm, es thue Noth, sehr Noth.

Heinrich eilte wie ein Reh davon.

Warum hat denn Gott die giftigen Schlangen und alle andern häßlichen und schädlichen Thiere erschaffen? wird mancher junger Leser und manche junge Leserin fragen. Siehe, liebes Kind, es gibt kein noch so schädliches Thier, das nicht auch seinen Nutzen schaffte, und das in der Weltordnung nicht seinen bestimmten Platz einnehmen müßte. Die Schlange kann durch ihren Biß schaden, aber sie nützt dadurch, daß sie andere Thiere verzehrt, deren Ueberzahl schädlich wäre. Die häßliche Kröte erschreckt uns; aber sie vertilgt Insekten, die namentlich den Gartengewächsen schaden und in London z. B. wird dieses Thier auf dem Markte verkauft und in Gemüsegärten gesetzt. Wir sehen mit unserem schwachen Verstande freilich nicht immer ein, warum dies oder jenes Thier von Gott erschaffen worden sei, allein umsonst sind sie doch nicht da. Wenn uns die

häßlichen Geschöpfe keinen Abscheu einflößten, könnten uns die schönen nicht entzücken. Wenn uns das Gekrächze des Raben nicht mißfiele, könnte uns der Gesang der Nachtigall nicht gefallen.

Alles in der Natur ist weise eingerichtet!

Vierzehntes Kapitel.

Der Arzt.

Als Heinrich sich entfernt hatte, fiel Emma um den Hals ihrer Mutter und schluchzte laut: „O könnte ich für dich sterben! Wie gerne wollte ich mein Leben hingeben, um das deinige zu erhalten!“ Dann fiel sie auf die Kniee nieder, blickte zum Himmel empor und betete: „O Gott, liebster Gott, nimm uns Kindern die Mutter nicht auch noch, nachdem du uns den Vater genommen! O laß uns nicht zu zweifachen Waisen werden!“ Die Mutter, welcher die außerordentliche Liebe ihres Kindes Balsam auf ihre brennende Wunde war, setzte sich an die Felsenwand und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Emma eilte auf die Kräuter zu, kniete an dem Korbe nieder und

sprach mit leiser Stimme: O ihr Blumen — ihr heilsamen Kräuter! Eins aus euch könnte sie vielleicht retten — aber ach, da stehe ich und kenne sie nicht! O Gott erleuchte mich und bezeichne mir dasjenige, das ihr helfen kann! Ich will es zerkauen und auf ihre Wunde legen." Dann blickte sie sehnsüchtig in die Ferne, ob der Arzt noch nicht komme. Er kam noch nicht, und Emma ging unruhig hin und her. Zufällig fielen ihre Blicke auf das Gold. „Elendes Ding", dachte sie, „du kannst meiner Mutter nicht helfen! Du kannst das Gift der Schlange nicht unschädlich machen! Wie gerne gäbe ich alle diese Goldstücke für ein kleines, verachtetes Kräutlein, das ich vielleicht mit Füßen trete."

Der Arzt, den Heinrich herbeiholen sollte, hatte wunderbare Schicksale erlebt. Als er sechzehn Jahre alt war, gab ihm sein Vater einige Thaler in die Tasche, ein Felleisen auf den Rücken und einen Stock in die Hand und schickte ihn hinaus in die Welt. Er sollte nach der Hauptstadt gehen und dort sein Glück versuchen. Aber unterwegs wurde er von einer Bande Räuber gefangen, in

ihre Höhle geführt, wo er lange Zeit dieselben bedienen und einer alten häßlichen Frau bei Zubereitung der Speisen behülflich sein mußte, bis er endlich selbst unter die Bande eingereiht wurde und sie auf ihren Streifzügen begleiten mußte. Schon längst hatte er zu entfliehen gesucht; allein nie Gelegenheit dazu gefunden. Da stellte er sich eines Tages krank und als alle seine Kameraden fort waren, entriß er mit Gewalt der Alten die Schlüssel, welche die beiden nach außen führenden Thüren öffneten, und entkam glücklich. Da er ohne Geld war, suchte er in der nächsten Stadt ein Unterkommen. Wirklich fand er eine Stelle als Bedienter bei einem alten, dicken Herrn, von dessen Seite er Tag und Nacht nicht weichen durfte. Er würde dieses Haus in der ersten Woche wieder verlassen haben, wenn nicht sein Herr ihm versprochen hätte, ihn in seinem Testamente nicht zu vergessen. Der alte Mann starb, und was hatte er ihm vermacht? Seine Bücher, die nicht einen halben Gulden werth waren. Hierauf kam er zu einem der bedeutendsten Arzte der Stadt, und weil er Talent zeigte, versprach

ihm dieser, ebenfalls einen Doktor aus ihm zu machen. Er lernte da die heilsamen Kräuter kennen und Arzneien daraus zu bereiten. Manchmal durfte er seinen Herrn zu Kranken begleiten und dieser erklärte ihm die Krankheit, und wie sie geheilt werden müsse. Nach einiger Zeit hatte der junge Mann das Vertrauen seines Meisters in einem solchen Grade erworben, daß er allein Patienten besuchen und behandeln durfte, wenn sein Herr gerade zu beschäftigt war. Da geschah es nun, daß er eine junge Frau so ungeschickt behandelte, und durch häufige Aderlässe so schwächte, daß sie nach kurzer Zeit starb. Die aufgebrachten Verwandten der Verstorbenen drohten ihm — und unser Doktor entfloh. In der Hauptstadt, wo er später anlangte, ging es ihm auch nicht zum Besten, so daß er sich entschloß, sich in ein kleines Städtchen zurückzuziehen und selbständig als Doktor aufzutreten, und wo er auch zugleich sein eigener Apotheker war. Dies ist unser Arzt.

Als Heinrich mit ihm ankam, verlangte er vor Allem die Schlange zu sehen, und als sie ihm gezeigt wurde, hob er sie mit seinem Stocke

auf und sprach: „Eurer Mutter ist nimmer zu helfen, in zwei bis drei Stunden ist sie eine Leiche.“ Die hoffnungslosen Blicke der beiden Geschwistern begegneten sich. Da faßte Emma Muth und ersuchte den Doktor, die Wunde wenigstens zu untersuchen; allein er wollte, wie er sagte, mit dem Gift nichts zu schaffen haben. „Doch,“ fuhr er fort, „ein Mittel wäre vielleicht noch! Wenn Jemand ihr das Gift aus der Wunde saugen wollte, so käme sie vielleicht noch davon. Allein der Mensch, der es wagte, wäre gewiß des Todes. Denn das Gift dieser Schlange ist entsetzlich. Ich wollte lieber den Geifer eines wüthenden Hundes verschlucken. Ich weiß hier keinen Rath, als ihr empfehlt sie Gott, daß Er ihr eine selige Sterbstunde verleihe. Einen Priester zu rufen ist zu spät. Ihre Seele wäre schon in der Ewigkeit, bevor der schnellste Bote das nächste Dorf erreichte und ihn hieher brächte. Ich nütze euch nichts mehr. Lebt wohl — und Gott wolle euch arme Kinder trösten!“ So sprach der harte, gefühllose Mann und entfernte sich. Wie grausam hat er gehandelt, die armen Kinder mit ihrer

sterbenden Mutter allein zu lassen. Man suchte bei ihm Trost und Hülfe und sah ihm mit Hoffnung entgegen, und nun kam er nicht zu trösten, sondern sie aller Hoffnung zu berauben.

Nachdem sich der Arzt entfernt hatte, schlug die Mutter, die bisher, wie im Schlummer das Haupt an die Felsen lehnte, die Augen auf, blickte ihre Kinder lächelnd an und sprach: „Ja Gott wolle euch trösten, liebe Kinder! Ich habe mein Todesurtheil gehört und bin gefaßt. Der Wille des Herrn geschehe. Verzaget nicht, meine lieben Kinder, der gute Gott, der für die jungen Vögelein sorgt, wird auch euch nicht verlassen!“ Rosa kam in diesem Augenblicke mit einem Körblein voll Kräuter, nahte sich der Mutter, um ihr dieselben zu zeigen. Da sie sah, daß die Hand derselben blutig sei, erschrack sie sehr, zog ihr kleines, weißes Tüchlein aus der Tasche, das sie zum Geburtstage erhalten, und bat, damit die Wunde zu verbinden. Die Mutter nahm das Kind auf ihren Schooß, betrachtete es mit zärtlichem Mitleid und sprach: „Armes Kind! Bald — bald wirst du keine Mutter mehr haben, in einer Stunde

vielleicht bin ich bei Gott im Himmel.“ „Bleibe bei uns, bleibe bei uns — oder nimm mich mit dir! Im Himmel, wo das Christkind ist, die lieben Engelein und der gute Vater, da muß es recht schön sein!“ Emma und Heinrich weinten laut bei den Reden des Kindes. Sie knieten vor der Mutter nieder, umfaßten ihre Kniee und baten sie um Verzeihung. „Eure kleinen Fehler habe ich längst verziehen; denn sie kamen nicht aus bösem Herzen,“ entgegnete die Mutter. „Doch es wird mir schon dunkel vor den Augen; ich denke meine letzte Stunde ist nahe. Hört noch die letzten Worte einer sterbenden Mutter:

„Vor Allem, meine lieben Kinder, ehret und liebet Gott, euren Vater im Himmel. Blickt mich an! Ihr wißt, wie unaussprechlich ich euch liebe. Doch Er liebt euch unendlich mehr, als ich! Betet zu ihm in jeder Noth, Er wird euch helfen. Ueberall, wo ihr seid, denkt, daß er euch sieht! Hasset die Sünde über Alles. Sie ist eine Schlange — bunt und schön von Farbe, oft unter Blumen verborgen, aber ihr Gift ist

tödtlich. Die Schlange kann aber blos den Leib tödten — die Sünde die Seele."

„Habt einander immer recht von Herzen lieb! Betrübet einander nie. Du, Heinrich, wenn du größer bist, nimm dich deiner Schwestern an und du Emma, sorge besonders für Rosa! Und nun liebe Kinder, empfangt, — ach das letzte Mal! meinen mütterlichen Segen!" Sie streckte ihre Hände über die Kinder aus, blickte zum Himmel und betete: „O Gott, Gott der Erbarmungen, höre mich! — Siehe da diese Kinder! Ihr Anblick bricht mir das Herz! O segne du sie! — segne sie!!" —

Sie konnte nicht mehr weiter reden; ihr Haupt sank zurück an den Felsen. Emma blickte händeringend zum Himmel; Heinrich verhüllte schluchzend sein Angesicht und Rosa trocknete mit ihrem weißen Tüchlein die Augen. Nach einer Weile verlangte die Mutter einen Trunk Wasser und Heinrich nahm die Trinkschale und eilte fort. Rosa ward von ihrer Schwester Emma in die kleine Kapelle geschickt, die unweit auf einem Hügel stand. „Geh," sagte „sie und bete für die Mutter. Ich

bleibe indeß bei ihr. Bete doch recht andächtig und herzlich — für die Mutter — und für mich!“ — Rosa entfernte sich und Emma blieb bei der Mutter, die indessen eingeschlummert war, allein.

Fünfzehntes Kapitel.

Emma, oder die kindliche Liebe.

Emma war bei der Mutter allein zurückgeblieben. Was mag wohl die Seele dieses unschuldigen Kindes bewegt haben, als es so vor der Mutter stand und sie anblickte? Diese Lippen, die es tausendmal geküßt und die nur Worte der Weisheit und Liebe ausgesprochen, sollten nun bald im Grabe modern! Das freundliche und liebevolle Gesicht sollte es bald zum letzten Male sehen! Die mütterlichen Augen, die es immer so liebevoll anblickte, sollten sich bald zum letzten Male, sollten sich bald für immer schließen, ja vielleicht jetzt schon sich nicht mehr öffnen! Von diesen schrecklichen Gedanken gefoltert, hielt sie die Hand vor die Stirne und ging unruhig hin und

her. Da plötzlich blieb sie stehen! Ein Gedanke blitzte ihr durch die Seele! Sie erinnerte sich an die Aussage des Arztes, „wenn Jemand der Mutter das Gift aus der Wunde saugen wollte, so könnte sie vielleicht gerettet werden," und beschloß — es zu thun! Sie wollte gerne ihr eigenes Leben für das Leben ihrer Mutter hingeben; „denn," dachte sie, „Jesus Christus ist ja auch für uns gestorben, warum sollte ich es nicht auch für die liebe Mutter thun können." Der Augenblick war günstig; denn die beiden Geschwister waren entfernt, und die Mutter schlief immer noch sanft und ruhig. Wachend würde sie es niemals zugegeben haben, daß ihr Kind sich für sie opfere. Emma schickte nun ein kleines Gebetchen hinauf zum lieben Gott, daß er ihr zur Vollbringung ihres Vorhabens auch Muth verleihe, nachdem er ihr in das kindliche Herz den Gedanken schickte, die Mutter auf diese Weise zu retten. Sie ging also leise näher, kniete bei der Mutter nieder, streifte deren Aermel zurück und wollte die Lippen an die Wunde legen. Da aber rieselte kaltes Entsetzen durch ihre Adern!

Ihr ganzes Wesen empörte sich und schaudernd bebte sie zurück und stand wieder auf. — Das Leben kämpfte gegen den Tod, wie Feuer gegen Wasser. Eine Schlange nur zu sehen, erregte ihr stets Todesschrecken — und nun gar ihr Gift

saugen — das konnte sie nicht — es ward ihr übel. Unruhig ging sie auf und ab und suchte ihren Widerwillen zu bekämpfen. Sie sank auf ihre Kniee nieder und flehte zum Himmel um Stärkung in ihrem Vorhaben, um Ueberwindung der Todesfurcht: „Stärke du mich, starker Gott!

Gib mir schwachem Kinde Kraft, dieses Schaudern, dieses Entsetzen, diese Todesangst zu besiegen und meine liebe Mutter zu retten.“ Nach diesem Gebete stand sie entschlossen auf und näherte sich rasch der Mutter, um derselben das Leben zu erhalten und sich selbst den Tod zu geben. Die Mutter schlummerte immer noch, und Emma ließ sich neben ihr auf die Kniee nieder, legte die Lippe an die Wunde und saugte das Gift heraus. Das Höchste, was ein Kind seiner Mutter thun kann, hatte Emma in diesem Augenblicke vollbracht! Mit erleichtertem Herzen stand sie auf. Ein seliges Lächeln war auf ihrem Gesichte ausgebreitet — die liebe Mutter war ja gerettet. Nur Eines machte ihr noch Kummer, die liebe Mutter möchte zu sehr sich betrüben über den Tod ihres Kindes; sie möchte sich an ihrem frühen Grabe abhärmen. Sie zog sich hierauf in ein Winkelchen zwischen zwei Felsen zurück, wo die Mutter sie nicht bemerken konnte, setzte sich nieder, verhüllte ihr Angesicht, empfahl ihre Seele dem lieben Gott und erwartete ruhig ihren Tod.

Da erwachte die Mutter und war nicht wenig

erfreut und erstaunt, daß all ihre Schmerzen mit Einem Male wie weggeblasen waren. Wie Feuer brannte sie vor ihrem Schlummer die Wunde, und nun empfand sie nicht das geringste Weh. Die Entzündung, die gleich einer Flamme rings=umher sich zu verbreiten anfing, war verschwunden. Kaum war die Wunde mehr sichtbar. Ihr war so leicht, so wohl! — Es träumte ihr, ein Engel Gottes sei auf goldenen Wolken herabgekommen, und habe mit leisen Fingern ihre Wunde berührt — und plötzlich war aller Schmerz gestillt. Den Traum sah sie jetzt erfüllt. Sie glaubte, es sei ein Wunder geschehen, faltete ihre Hände, blickte zum Himmel und sprach mit bewegter Stimme: „Guter Gott! Du hast mich auf wunderbare Weise vom sicheren Tode errettet! Du hast mich meinen lieben Kindern wiederum geschenkt! Wie kann ich dir genug danken! Wie finde ich Worte, um dich genugsam zu preisen und zu loben!“ Jetzt traten Heinrich und Rosa zur Mutter, unterbrachen ihr Gebet und ersterer sprach: „Da ist frisches Wasser; wenn du davon trinkst, wird es dir besser werden. Aber was sehe ich! Du

siehst ja wieder ganz gesund aus, und Freude glänzt dir aus den Augen!“ „Ja Kinder,“ sprach die Mutter, „der liebe Gott hat mir die Gesundheit wieder geschenkt. Danket ihm! Euer Dank wird Ihm gewiß recht angenehm sein! Doch wo ist meine Emma? O wie wird sie sich freuen.“ Heinrich blickte überall herum, suchte seine Schwester mit freudestrahlenden Augen und rief: „Emma! Emma! Wo bist du?“ Da erblickte er sie zwischen den Felsen sitzend, hüpfte zu ihr hin und sprach mit freudigem Tone: „O Emma, freue dich! Die Mutter stirbt nicht — sie lebt — sie ist gesund!“ Die Mutter kam auch herbei und fragte ihr Kind, warum es so allein, so still und traurig da sitze und warum es sich nicht freue. Emma blickte mit der innigsten Wehmuth seitwärts und seufzte: „Ach Gott!“ Die Mutter ward unruhig und rief erschrocken und mit lauter, bebender Stimme: „Mein Kind, was ist dir? Was ist dir geschehen? Du bist so blaß, und alle deine Glieder zittern. Und wie? — Hier an deiner Halskrause sehe ich einen Blutstropfen! Sprich, Emma, was ist dir begegnet? Sage mir was

dir fehlt!“ Mit diesen Worten umfaßte die angst=volle Mutter ihr liebes Kind und wollte es küssen. Allein Emma hielt sie mit beiden Händen zurück und rief: „Zurück! Auf meinen Lippen ist der Tod! — Gift! — Gift!“ — Nun ging der armen Mutter ein schreckliches Licht auf! Als sie schlief, hatte ihr Emma das Gift aus der Wunde gesogen — das war ihr nun klar! Ihr Kind war jener Engel, von dem sie geträumt. Todes=angst bemächtigte sich ihrer und verzweiflungsvoll fragte sie ihre Emma: „Hast du mir das Gift aus der Wunde gesogen?“ Emma nickte bejahend. Dies war der seligste und schrecklichste Augenblick im Leben der Mutter. Daß Emma für sie sterben sollte, war ihr ein schrecklicher Gedanke, daß ihr Kind dieser unerhörten Liebe fähig sei, entzückte ihr Herz. Tausendmal lieber wäre sie selbst ge=storben. Namenlose Freude und namenloser Schmerz zerrissen wechselweise ihre mütterliche Seele.

„O weine nicht um mich, liebe Mutter,“ sprach Emma mit schwacher Stimme, „ich freue mich auf den Himmel. Mir ist's, als sähe ich ihn schon offen und die heiligen Engel mir ent=

gegen kommen. Dort werde ich ja unsern lieben Vater wieder sehen, der mich so innig liebte. Wie wird er sich freuen, seine Emma wieder zu treffen und von dir, liebe Mutter, und von Heinrich und Rosa zu hören. Wie will ich ihm von euch erzählen — von euch ihm tausend Grüße bringen. Dort bei unserm verklärten Vater und bei Gott, unserm himmlischen Vater, sehen wir uns ja Alle wieder. Darum, liebe Mutter, weine nicht — freue dich vielmehr."

Die Mutter hatte ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt, und reichliche Thränen flossen während der Rede ihres geliebten Kindes in das Moos nieder. Heinrich und Rosa vergossen ebenfalls bittere Thränen, weil ihr Schwesterlein sie verlassen wollte. Als Emma gesprochen hatte, antwortete die Mutter mit ruhigerer Stimme: „Ja, mein liebes Kind, du hast Recht! Dort oben werden wir uns wieder sehen. Dort werden wir nimmermehr von einander getrennt werden. Keine Schlange wird uns dort mehr verwunden; kein Tod wird uns mehr betrüben, und kein Schmerz wird unser Herz zerreißen. Wie schön

muß es im Himmel sein! Freue dich darauf! Diese böse Welt ist dieses edlen Herzens nicht werth. Stirb in deiner Unschuld; denn diese Welt hat viele Gefahren. Es ist besser, du stirbst schuldlos in meinen Armen, an meinem Herzen, als daß der giftige Hauch der Verführung dein zartes, weich geschaffenes Herz verdürbe. Du stirbst den schönsten Tod — den Tod der Unschuld und der Liebe, wie unser göttlicher Erlöser, der auch sein heiliges, schuldloses Leben für Andere geopfert. Dein Tod ist mein Leben, wie sein Tod unser Aller ewiges Leben ist. O Emma! Die Engel werden dich frohlockend empfangen und dir zwei unverwelkliche Kränze entgegen bringen, den reinen weißen Lilienkranz und den immergrünen Lorbeerkranz; denn du stirbst in deiner Unschuld — und gleich jenen ersten Martyrern, als eine Heldin!"

Ein seliges Lächeln verklärte bei diesen Worten das Gesicht des sterbenden Kindes! Es fühlte sich nun glücklicher, nachdem es die Mutter gefaßter sah. Dann reichte es seinem Bruder Heinrich die Hand und sprach: „Heinrich, liebster

Bruder, lebe wohl! Betrübe unsere Mutter nie durch Leichtsinn. Werde ein edler Mann und einst die Stütze ihres Alters!“ Und indem Emma die Hand ihrer kleinen Schwester Rosa drückte, fuhr sie fort: „Bleibe immer ein gutes, frommes, sanftes Kind; dann sehen wir uns wieder droben im Himmel! O Mutter, liebste Mutter! — Bruder! — Schwester! — lebet, lebet alle wohl!“

Bei diesen Worten legte Emma ihr Köpfchen zurück auf das weiche Moos. Sie konnte sich vor Schwäche nicht mehr aufrecht halten und fühlte, daß der kalte Tod ihrem jungen Leben ein Ende machen wolle!

Sechzehntes Kapitel.

Der Tröster im Pilgergewande.

Da trat der Pilger, der sie vor einigen Stunden verlassen hatte, aus dem Gebüsche. Mutter und Kinder blickten ihn an, wie eine Erscheinung vom Himmel. Der Doktor, den er zufällig getroffen und mit dem er sich in ein Gespräch einließ, hatte ihm erzählt, daß eine Schlange die Wittwe Werner gebissen habe und sie wahrscheinlich in einer Stunde eine Leiche sein würde. Da eilte der gute Mann, so gut seine alten Füße es gestatteten, um die arme Frau im Tode zu trösten und für ihre Kinder zu sorgen. Als er sie nun so frisch und gesund vor sich stehen sah, das Kind aber blaß und entstellt am Boden lag, blickte er die Frau fragend an. Diese verstand

ihn sogleich und sprach: „O lieber, guter Mann! Ihr kommt zu dem rührendsten Auftritte, den je ein Auge sah. O seht, dieses Kind hier stirbt aus Liebe zu seiner Mutter. Indem ich schlief, hat es mir das Gift der Schlange aus der Wunde gesogen! Ich lebe und es stirbt.“ Wie erstaunt war der Pilger bei diesen Worten! Er hätte niemals geglaubt, daß ein Kind, ein schwaches Mädchen fähig wäre, eine solche entschieden gute und preiswürdige That zu vollbringen. Er betrachtete hierauf das sterbende Kind sehr aufmerksam und sprach: „Zeigt mir doch die Schlange!“ Heinrich nahm ihn an der Hand und führte ihn zu der Felsenwand, wo sie mit zertretenem Kopfe lag. Der Pilger faßte sie mit der Hand, hob sie auf und betrachtete sie aufmerksam. Nachdem er das Thier einige Augenblicke betrachtet hatte, rief er freudig aus: „Gott sei gepriesen! Liebes Kind, du darfst nicht sterben! Der unwissende Arzt, der nicht studirte und wenig Erfahrung hat, wie ich aus unserem Gespräche sehen konnte, berichtete Euch unrecht. Ich kenne diese Schlange besser und bin auf meinen Reisen unter Völker

gekommen, die ohne Schaden solche Schlangen sogar essen. Vermischt sich das Gift dieser Schlange mit dem Blute, wie es in den Wunden der Fall ist, so bringt es allerdings den Tod; allein in den Mund genommen ist es, wie vielleicht alles thierische Gift, unschädlich; ja man könnte es ohne Lebensgefahr trinken! Glaubt mir, gute Frau, Eure Tochter hat von diesem Gifte durchaus nichts zu fürchten." Aber die Mutter wollte den trost-reichen Worten des fremden Mannes keinen Glauben schenken. „Wie wäre es möglich?" wendete sie ein, „das Kind ist ja todtenbleich — es zittert und kalter Schweiß steht auf seiner Stirne." Da erklärte ihr der Pilger die Sache und bemerkte, daß es die Einbildungskraft des Kindes, Entsetzen vor dem Gift, Angst und Schrecken wäre, was es so angreife. Aus großer Angst können Leute manchmal krank werden und sterben. Er nahm hierauf Emma freundlich bei der Hand und sprach: „Liebes Kind! Du guter, kleiner Engel Gottes, steh auf, tritt in unsere Mitte, lächle wieder freudig. Deine Mutter ist durch dich gerettet und du darfst nicht sterben!" Emma richtete sich

auf und blickte ihren Tröster dankbar an. Da gab sie der Mutter und ihren beiden Geschwistern die Hand und grüßte sie, als ob sie wieder aus dem Grabe erstanden wäre. Die beiden letzteren hüpften und jauchzten alsdann vor Freuden, daß ihre Schwester Emma nicht gestorben sei. Die Mutter blickte gerührt zum Himmel empor, faltete ihre Hände und betete: „O Gott, mein Herz ist voll Anbetung und Dank. Ja Dank sei dir, du lieber, guter Gott. Du hast mir durch mein Kind das Leben wieder geschenkt. Was wäre nach meinem Tode aus meinen drei armen Waislein geworden! Du hast mir nun zum zweiten Male diesen frommen Pilger gesandt, der uns jedes Mal in Deinem Namen Trost und Hülfe spendete. O segne, lieber Vater, diesen unbekannten Mann. Nimm den Stein des Grames, der sein gutes Herz belastet, von ihm hinweg und laß ihn wieder glücklich und froh werden. Vergilt meinem lieben Kinde, was es für mich gethan. Erhalte ihm dieses unschuldige Herz, in dem so eine seltene; kindliche Liebe wohnt!“

Nach diesen Worten schloß sie Emma in ihre

Arme und bedeckte ihren kleinen Mund mit tausend Küssen. „Wie selig bin ich, daß ich dich wieder habe! Dein Tod hätte mir das Herz abgedrückt! Sei auf's neue mir gegrüßt, auf's neue im Leben willkommen! Wie auf meinen Händen will ich dich durch's Leben tragen — und jedem Lüftchen wehren, das dich rauh anwehen will.“ Dann liebkoste sie ihr Kind von neuem. Auch Rosa kam herbei, schmiegte sich an ihr größeres Schwesterlein, von dessen Gesichte alle Todtenbläße verschwunden war, und plauderte mit ihm.

Heinrich nahte sich dem Pilger, der sich auf das weiche Moos niedergelassen hatte. Der unglückliche Mann blickte zum Himmel empor, und reichliche Thränen floßen über seinen langen Bart herunter. Als er Heinrich gewahr wurde, lächelte er ihm liebreich zu und sprach: „Komm, lieber Kleiner, setze dich neben mich hieher.“ Heinrich ließ sich nicht zwei Mal einladen und setzte sich zutraulich an die Seite des Pilgers, welcher ihm seine frischen Wangen streichelte und durch seine schönen, weißen Locken fuhr. Er richtete mehrere Fragen an den Knaben, welche dieser

meistens richtig und kurz beantwortete. Nun aber fing auch Heinrich an zu fragen. Die todte Schlange lag zu ihren Füßen, und Heinrich wollte wissen, wo diese Thiere denn das Gift hätten, und wie sie es in die Wunde brächten. Da hob der Pilger den Wurm auf und zeigte ihm zwei lange, gebogene Zähnchen im Oberkiefer. „Siehe, lieber Heinrich," sprach er, „dieses sind die Giftzähne. Dieselben haben an ihrer Wurzel zwei Drüsen, die Gift enthalten. Die Zähne selbst sind hohl. Beim Bisse strömt dann das Gift durch die Zähne und kommt auf diese Weise in die Wunde. Reißt man dem Thiere diese beiden Zähne aus, so ist es vollkommen unschädlich. „Gibt es bei uns vielerlei giftige Schlangen?" frug Heinrich. „Dies ist die einzige," erwiederte der Pilger, die hier im Gebirge lebt. Siehst du die schwarzen Kreuze, die sie auf dem Rücken hat?" Diese sind es, warum man sie Kreuzotter heißt. Ihre Schwester, die Natter, wird nicht so groß, hat einen länglichen Kopf und ist so unschädlich, daß man sie ohne Scheu in die Hand nehmen kann." „Gibt es bei uns keine Klapper-

schlangen?“ „Nein, dieses giftige Thier lebt nur in den heißen Gegenden Amerika's; dort, wo es wunderschöne Thiere und Pflanzen gibt, aber auch wilde Thiere und giftiges Gewürm.“ Bei diesen Worten erhob sich der Pilger.

Siebenzehntes Kapitel.

Wer der Pilger war, oder Lord Dorington.

Die Mutter, an einer Hand Emma, an der andern Rosa, trat zu dem Pilger und sprach: „Verzeihet, lieber Mann, daß ich es bis jetzt versäumt habe, Euch meinen Dank abzustatten für das großmüthige Geschenk, womit Ihr uns heute so sehr überrascht habt! Ich kann nun getrost dem Winter entgegensehen, denn das Geld reicht bei Weitem hin, uns mit den nöthigen Früchten zu versehen und meinen Kindern und mir Kleider für den kommenden Winter zu kaufen. Am allermeisten aber bin ich Euch zum Danke verpflichtet für den Trost und die Beruhigung, die Ihr uns soeben gebracht; wer weiß, ob meine liebe Emma

ohne Euch nicht in eine gefährliche Krankheit verfallen, oder gar gestorben wäre; denn die Einbildungskraft des kindlichen Gemüthes ist ungemein stark. Ja, lieber Mann, beide Male erschienet Ihr wie ein Bote vom Himmel, wie ein Schutzengel, der in der entscheidenden Stunde erscheint und Hülfe bringt. Gehet, liebe Kinder, und danket unserem Wohlthäter. Kindesdank wird ihm besonders angenehm klingen!" Die Kinder traten der Reihe nach zu dem Pilger, gaben ihm die Hand und dankten ihm.

Da konnte sich dieser nimmer länger halten, er nahm seinen langen, weißen Bart ab, schlug seinen Pilgerrock aus einander und erschien in Scharlach und Gold prächtig gekleidet, mit einem Stern an der Brust. „Ich bin Lord Dorington!" sprach er; „vor einem Jahre habt Ihr mir die Gastfreundschaft erwiesen, mich mehrere Tage in Eurem Hause zu beherbergen, ohne das Geringste von mir anzunehmen. Der Umgang mit diesen unschuldigen Kindern, die tröstenden Worte Eures seligen Gatten goßen Balsam auf meine damals noch frische Wunde.

„Lord Dorington!“ riefen fast aus Einem Munde die Kinder, „welcher so freundlich gegen uns war, und uns damals so schöne Sachen zuschickte?“

„Mein Papagei ist ganz wohl auf,“ sprach Heinrich, „Ihr sollt Eure Freude daran haben, ihn wieder zu sehen und ihn schwatzen zu hören!“

„Vergebt, Mylord,“ unterbrach die Mutter, „Ihr müßt es Euch selbst zuschreiben, daß ich Euch nicht mit der schuldigen Ehrerbietung begegnete. Eure Stimme schien mir zwar bekannt zu sein, aber niemals hätte ich unter diesem Gewande Eure Lordschaft vermuthet.“

„Ach, schweigen wir davon! Ein gutes Herz und ein aufrichtiger Sinn ist mir mehr werth, als schöne Worte, die nur zu oft nicht aufrichtig gemeint sind! Euer verstorbener Gatte wird Euch, liebe Frau, erzählt haben, was mein Herz drückt und welche Wunde in meinem Busen blutet. Ja, ich hatte auch eine liebe Gattin, ein theures Kind, aber sie sind mir allzufrüh entrissen worden! Um mich zu erholen und um meine Gesundheit wieder zu erlangen, begab ich mich auf das Fest-

land auf Reisen. Das wärmere Land bekam meiner Gesundheit sehr wohl. Auch kaufte ich mir, mehrere Meilen von hier, das Landgut Karlswahl; denn mein Vaterland hat fast nur traurige Erinnerungen für mich. Alljährlich mache ich nun eine Fußreise durch das Gebirge. Um die Menschen, die sich gegen Reiche und Vornehme immer freundlich, dienstfertig, ja wohl tugendhaft stellen, und sich nur gegen den Armen in ihrer wahren Gestalt zeigen, näher kennen zu lernen — auch um vor Räubern sicher zu sein, wähle ich mir in letzter Zeit manchmal dieses Pilgergewand. Ich kam nach Jakobsthal und traf Leute in Eurer ehemaligen Wohnung, die ich nicht kannte, die mir aber Eure traurigen Erlebnisse erzählten. Sogleich setzte ich meinen Fuß über das Gebirg, um Euch aufzusuchen und zu trösten. Hier nun auf dieser Stelle war es mir vergönnt, die Liebe Eurer Kinder zu Euch in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen. Niemals hätte ich geglaubt, daß ein zartes Mädchen dieser Aufopferung fähig wäre."

Er wandte sich mit diesen Worten zu Emma,

nahm sie liebreich bei der Hand und fuhr fort: „Und nun, du holder, zarter Engel, sprich: möchtest du nicht meine Tochter werden? Willst du mir nicht mein einziges Kind ersetzen, das ich so unglückseligerweise verloren?“

Emma blickte ihre Mutter an und sprach dann entschlossen: „Ihr seid sehr gütig gegen mich armes Kind; allein wie könnte ich meine liebe Mutter verlassen?“

„Das sollst du auch nicht!“ fiel ihr der Lord schnell in Rede; „mein Landgut, in der schönsten Gegend gelegen, bietet hinlänglich Raum für euch Alle. Du sollst mit deiner Mutter und deinen Geschwistern dort wohnen und Alles mit ihnen theilen.“

Emma blickte mit freudiger Rührung zu ihrer Mutter auf, als wollte sie sagen: „Antworte du in meinem Namen!“ Die Mutter erwiederte: „Eure Großmuth Mylord, setzt mich in Erstaunen! Ich bin davon so überrascht, daß ich zu keinem Entschlusse kommen kann. Vor Allem fürchte ich, Reichthum und Ueberfluß möchten meine Kinder verderben.“

„Was ich euch bieten kann, fuhr der Lord fort, ist wenig im Vergleiche zu dem, was ich an eurer lieben Emma und an euch übrigen Kindern finden werde. Ihre Liebe, der Anblick ihrer Unschuld, ihre Pflege wird mir den kurzen Weg, der mir noch bis zum Grabe übrig bleibt, mit Blumen bestreuen. Und wie sollte mein Vermögen eure Kinder verderben? Sie werden im Gegentheil die Mittel haben, den Dürftigen der Gegend recht viel Gutes zu thun, und ich werde dafür im Grabe noch gesegnet werden. Eure und euerer Kinder ungeheuchelte Frömmigkeit, eure Wohlthätigkeit gegen mich, den ihr für einen armen Mann gehalten, bürgen mir dafür. Macht also nur sogleich Anstalt zur Reise, gute Frau; ich gehe, einen Wagen zu besorgen."

Die Mutter nahm das edelmüthige Anerbieten für sich und ihre Kinder an. Was sie vorzüglich dazu bestimmte, war die Hoffnung, das Leben ihres edlen Wohlthäters durch die zärtlichste Pflege zu versüßen und dann ihren Kindern eine Erziehung zu geben, die ihnen in dieser abgelegenen Gegend nicht zu Theil werden konnte.

Jetzt konnte sich die nun so glückliche Frau nicht mehr halten, ihr Herz wallte über. Sie kniete nieder, und ihre Kinder folgten dem Beispiele

der Mutter, blickte zum Himmel empor und sprach ein stilles Dankgebet zu Demjenigen, der sie durch ihr liebes Kind dem Tode entriß, und dann durch dieses Kind Mutter und Kinder glücklich machte.

Der Pilger betrachtete die betende Mutter und ihre Kinder mit Rührung; und langsamen

Schrittes ging er den Felsensteig hinab, um des andern Morgens mit einem Wagen wieder zu kommen und sein liebes Kind mit seiner Mutter und seinen Geschwistern abzuholen.

Möge der liebe Gott allen Eltern ein Herz zu ihren Kindern geben, wie diese Mutter es hatte, und möchte Er alle Eltern an ihren Kindern so viele Freude erleben lassen, wie diese Mutter an ihren Kindern und namentlich an der lieben guten Emma sie erlebt hat!

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Illustrirte Ausgabe
der kleinen Erzählungen
von Christoph v. Schmid u. A.

Ostereier. Weihnachtsabend. Eichenfels.

Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde:

Der Kanarienvogel. Das Johanniskäferchen.
Die Waldkapelle.
Das Täubchen. Das Lämmchen. Gottfried, der junge Einsiedler.
Das verlorne Kind.

Neue Erzählungen für Kinder u. Kinderfreunde:

Die Hopfen-Blüthen. Die christliche Familie. Das alte Raubschloß. Das stumme Kind. Ludwig, der kleine Auswanderer.

Die Kirschen. Die Margarethablümchen.
Das Vergißmeinnicht. Der Kuchen. Die Krebse.
Das Rothkehlchen. Das Vogelnestchen.

Blumenkörbchen. Mathilde und Wilhelmine. Das beste Erbtheil.
Blüthen. Timotheus und Philemon. Pauline.

Der Eierdieb. Emma. Itha von Toggenburg.
Hirlanda. Gotthold. Der Alte von den Bergen.
Die Lautenspielerin. Die Erdbeeren.
Der kleine Kaminfeger. Der Blumenkranz.
Rosa von Tannenburg. Genovefa. Das hölzerne Kreuz. Der Edelstein.

Hundert lehrreiche kleine Erzählungen.
Hundert lehrreiche kleine Erzählungen. Neue Sammlung.
Die irländische Hütte. Die Beatushöhle. Das Thal von Almeria.
Der Köhler aus Valencia. Der Einsiedler am Carmel.
Einhundert kurze Erzählungen und Parabeln.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph <<von>>,

Emma, oder die kindliche Liebe eine Erzählung für Kinder und Kinderfreunde ; nach dem Schauspiele gleichen Namens

Regensburg 1875

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/97.1643
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11072763-1